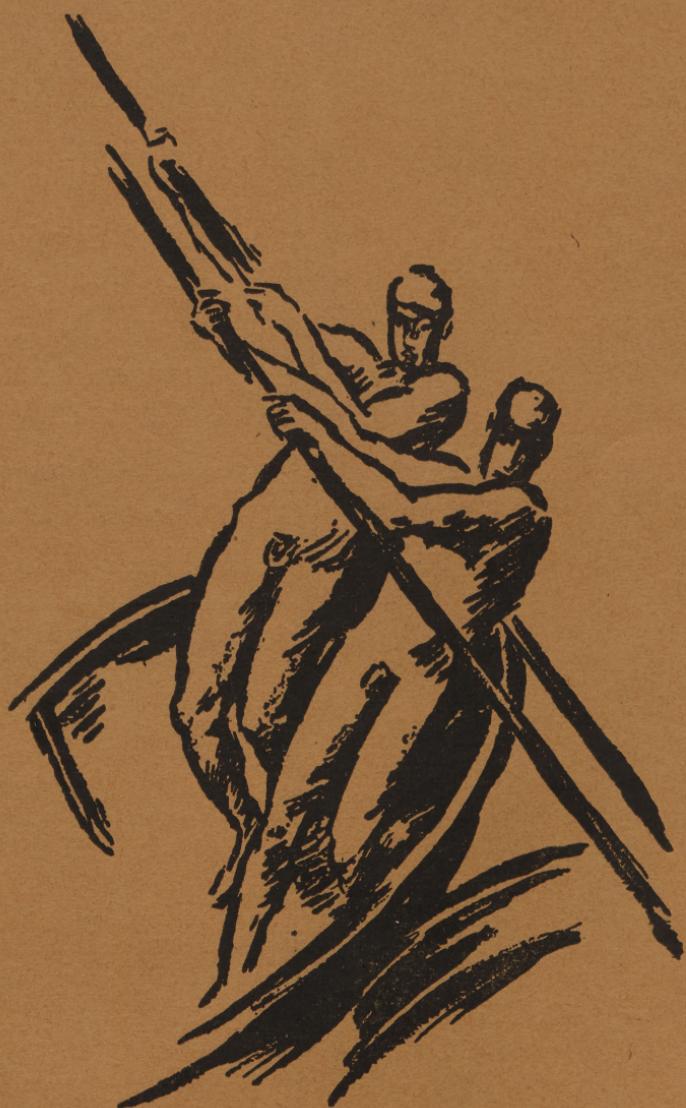


1922

Städte
Bundesrat

Ostdeutsche Monatshefte



Pfuhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Hest 4

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 13

Telefon 4015 und 1609



Mit einer Beilage des Verlages des Verlages Fr. W. Brunow in Leipzig

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Heilige Geistgasse 135 (am Glodentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Tricotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Egira-Engros-Abteilung

Deutsche Stimmen

Wochenblatt

Herausgeber:

Dr. S. Stremann
M. d. R.

Staatspolitischer Verlag
G. m. b. H.
Berlin SW 48

Bezugspreis vierteljährlich
20 M.

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

Juli 1922

Nr. 4

Empfindung und Genie

Von Lovis Corinth

„Oder meinen Sie nicht, Prinz, daß Rafael auch das größte malerische Genie geworden wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände geboren worden wäre?“ Lessing liebte es sehr, sich in Paradoxen zu äußern. Ebenso auch der Kunstschriftsteller Muther, welcher in einem Nekrolog über Pöhlheim schreibt: „Seine besten Bilder sind diejenigen, welche er nicht gemalt hat.“ Nennen wir noch zuletzt einen Auspruch des berühmten holländischen Malers Joseph Israels. Er sagt über sich: „Talent habe ich nicht, aber einen Funken Genie.“ Der Leser kann sich selbst mit diesen Paradoxen abfinden, aber er sieht daraus, daß wir Künstler das „Talent“ weniger bewerten als den mythischen Ausdruck: das Genie. Das Genie ist eine plötzliche, impulsive Aeußerung, mehr auf Instinkt beruhend als auf unsern Intellekt; Empfindung ist ebenso ein abstrakter Begriff wie Genie. Beide gehen Hand in Hand.

Der Eindruck auf das Gefühls- und auf das Seelenleben ist wohl am stärksten in der Jugend des Menschen. Logischer Weise am wahrsten

im Gefühlsleben des Kindes. Heutzutage wird die Seele des Kindes auf das Schärfste seziert und Kinderzeichnungen auf den Kunstausstellungen von allen Ecken und Seiten beleuchtet, daß die reine Empfindung des Kindes Gefahr läuft, ebenso blasiert zu werden, wie die Seelen der Erwachsenen. Nächst den Kindern sind diejenigen Menschen am unberührtesten und am naivsten,

die mit Kunst partout nichts zu tun haben, aber dennoch ein Flußdum, eine Empfindung für „Kunst“ besitzen, daß ihre Hand traumhaft zum Stifte greift und Gebilde unbewußt hinkritzelt. Derartige geniale Schaffenslust bewundern wir auf den Trottoirs und den Fahrsträßen. Dahin gehören auch die Kritzelen an verschwiegenen Orten, die neben der Toten auch – das Genie – wachruft.

Vielfach ist erörtert, ob die Erziehung zur Kunst nicht einfach besser geschähe, wenn der junge Künstler fern von allen Kunstregreln und Methoden gehalten würde, also ein Autodidakt. – Aber nach dem Auspruch: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“

Nachtlied

Du trinkst den letzten Becher leer,
einsam vor der Nacht.
Ein Wind weht aus der Fremde her
von Glanz und Südendüften schwer,
von Tau und Tag und Nacht.

Der Garten rauscht und schwebt im Licht,
funkelnd in die Nacht.
Der Mond schenkt ihr sein Angesicht,
du wirfst es fort, du bist es nicht,
trunken vor der Nacht.

Es war ein Berg, du tratest ein,
furchtsam aus der Nacht.
Es glomm ein Herz aus Zauberstein,
du gabst es hin an Rausch und Wein,
selig in der Nacht.

Die schwarze Schicksalspinne spinnt,
gierig in der Nacht.
Sie webt dich ein, der Faden rinnt –
So lache doch! Oh wein' dich blind,
einsam vor der Nacht.

Fritz Walther Bischoff

Darnach ist man doch wieder zu den bewährten Lehranstalten reuig zurückgekehrt. In den Akademien sind oft derartig begabte junge Leute bemerkt worden, daß ihnen von allen Lehrern die größten Erfolge prophezeit wurden.

Leider sind aber derartige Prophezeiungen selten oder vielmehr niemals eingetroffen. Ist einem der Erfolg beschieden, so wird es stets derjenige Schüler sein, welcher am unauffälligsten seinen Studien abgelegen hat.

Bedenfalls gehört das Verfehlens des Ziels zur traurigen Schicksalstragödie so mancher Künstler. Viele sind in ihrer Jugend tatsächlich von Gott begnadete, bewundernswürdige Talente, meinetwegen Genies gewesen und keine Blender. Sie hatten wohl Alle das Zeug zu einem Rafael in sich. Es müssen doch andere Momente mitsprechen, daß plötzlich die stärksten Kräfte versagen. Erst die Puppe, welche alle Bedingungen hat zum Wachsen und Gedeihen, entfaltet sich eines schönen Tages zu dem prachtvollen Schmetterling.

Glänzende Namen bewahrt uns die Kunstgeschichte auf. In diesen Namen floriert das wirkliche Genie. In seiner Jugend ist der Künstler schüchtern und zaghaft. Gewissenhaft und unbeholfen pinselt er seine Figuren auf die Leinwand. So war Rembrandt. Dieser große Künstler malte in seinen letzten Bildern die wunderbarsten Werke. Sein letztes Bild

ist das Familienbildnis aus der Braunschweiger Galerie. Interessant ist es, das allmähliche Steigen seiner Bilder zu verfolgen: Seine Frühwerke „Der Geldwechsler“, „Paulus“, bis zur „Entführung der Persephone“ sind zaghaft gemalt, um später, in seinen Mannesjahren, den Gipfelpunkt zu erklimmen, „Nachtwache“ und „Staalmeester“, zuletzt seine herrlichen Alterswerke mit „Segnung Jakobs“, „Verlorener Sohn“, „Homer“ usw. Frans Hals hat in seinen neunziger Jahren die besten Bilder geschaffen: die zwei Gruppenbildnisse aus dem Museum in Harlem.

Das Genie bleibt in allen Lebenszeiten gleich; höchstens steigert sich noch der Künstler in seinen letzten Werken, wie ich an den beiden Niederländern gezeigt habe. Dürers letztes Bild war die „Vier Apostel“ aus der Münchener Pinakothek. Michelangelo hat sein „Jüngstes Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle gemalt, als er die Siebzig überschritten hatte. Am ältesten von allen Künstlern ist Tizian geworden, nämlich 99 Jahre, und hat bis zuletzt gearbeitet, seine „Grablegung“ in Venedig und sein schönstes Werk, „Die Dornenkrönung“, eine mächtige magistrale Oelskizze. Ich habe hier einzelne alte Meister angeführt, weil über sie ein einheitliches Urteil gefällt ist. Der geniale Künstler steht in seinen Werken über aller Menschheit erhaben zu Nutz und Frommen des ganzen Weltalls.

Begegnung

Vom sanften Frühlingsmorgenlicht erhellt,
in weiß und rosa Blütenduft gehüllt,
von Silberglanz und Frische noch erfüllt,
lag, die ich trüb durchschritt, die kleine Welt

am Saum der Stadt, wo Berge schon beginnen,
die Straße breit und hügelan sich hebt,
wo Grün an Grün den stumpfen Blick belebt:
Die Wonnen war im Bild nur, mir nicht innen.

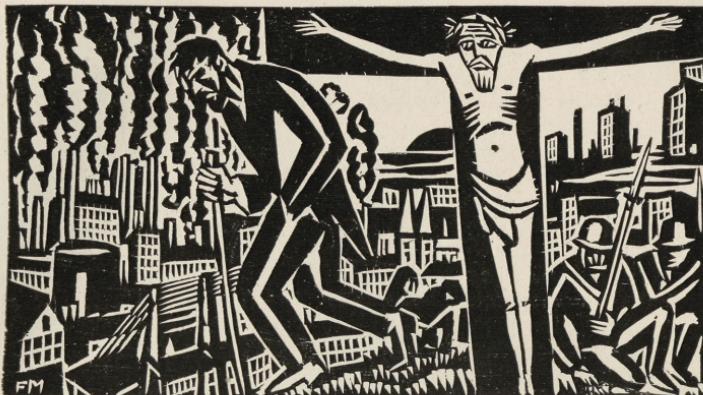
Da kreuzt den Weg mir zu der Haltestelle
ein Paar, das meinen Blick sich nach bewegt:
Die Aermchen über das Gesicht gelegt,
ein Kind in schwankend unbeholfner Schnelle,

von einer Wärterin umfaßt, geführt.
Ich sah der kleinen Beine stummes Eilen,
das tief gesenkte Köpfchen: zu verweilen,
zu fragen, ward ich bangend gleich gerührt.

„Was fehlt dem Kleinen?“ — Kam ich doch zurück,
mein Töchterchen zur Schule zu begleiten,
sah mich mit ihr und meinem Knaben schreiten,
rechts, links am Arm mein Glück, mein holdes Glück.

„Das Kind — es ist ein Mädchen — wird erblinden.
Der Arzt gibt keine Hoffnung, sucht nur mehr
die Schmerzen ihm zu lindern. — „Und woher?“ ...
Ich suchte Worte für mein Weh zu finden.

„Woher es kommt? Von selbst. Man weiß es nicht.
Sie sieht schon nichts mehr.“ Schweigend schmiegte sich
das Kind ihr an den Schoß. Ich aber strich
ihm übern Rücken Welt, du hast noch Licht!



Frans Majorelle: Holzschnitt aus August Vermeylen „Der ewige Jude“

Vom Wesen und Wirken eines deutschen Verlages

Der Insel-Verlag zu Leipzig

Von Hermann Strunk

I.

Im Insel-Schiff, einer neueren Zweimonats-schrift, die die gesamte Tätigkeit des Insel-Ver-lages überschaut und wie der wohlbekannte Insel-Almanach sein Herz und Hirn bei der Arbeit und im Austausch mit den von außen einwirkenden Kräften zeigen soll, ist vor zwei Jahren der Gedanke an eine Geschichte des Insel-Verlages von dem Verleger mit Recht abgelehnt. Denn „wer anfängt, sich geschichtlich zu betrachten, fühlt schon die Versteinerung, der alle Dinge einmal anheimfallen; aber wenn auch im Verlauf eines langen Wachstums der eine oder andere Zweig abstorb, so ist doch das Ganze zu beseit und ergriffen von den Aufgaben, die Gegenwart und Zukunft stellen, als daß zur Rückjau Zeit und Befinnung bleibt“. Auch mir ist es nicht um die Geschichte zu tun, sondern um das reiche Leben. Nur zum Verständnis der Eigenart, die den Insel-Verlag unter den großen deutschen Verlagsgesellschaften Reclam, Cotta, Fischer, Diederichs, Teubner, Quelle & Meyer, Langwiesche, Beck, Lehmann u. a. auszeichnet, sei darauf hingewiesen, daß er aus der im Jahre 1899 von den Dichtern Alfred Walter von Heymel († 1914), Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum begründeten Zeitschrift „Die Insel“ hervorgegangen ist. Der Zeitschrift wuchsen bald auch Bücher zu, die im Verlag der



Insel erschienen, so Bierbaums „Irrgarten der Liebe“ und Rilkes Geschichtenbuch „Vom lieben Gott und anderes“, so daß der junge Verlag das Verlangen nach Selbstständigkeit empfand und sich in Leipzig ansiedelte, zunächst unter Leitung Rudolf von Pöllnitz, seit 1906 unter der Anton Kippenbergs.

Der Insel-Verlag, der heute als ein Sammelpunkt jener Wegbereiter gelten kann, die den Menschen wieder die Schönheit des Lebens sehen lehren und ihn zu ihrem Quell hinführen wollen, stand anfangs im Ruf der Exklusivität, aber bald ging seine Wirkung in dem Maße, wie der Gedanke an Boden gewann, in die Breite, so daß seine Gefolgschaft heute schon nach Millionen zählt. Zu dieser Erfolge hat vornehmlich die Inselbücherei beigetragen, die mit ihren 350 geschmackvollen Bändchen, deren Einband so gern von anderen Verlegern nachgeahmt wird, nach neunjährigem Bestehen den Absatz von fünf Millionen weit überschritten hat und sich im Verhältnis zum Wert des Gebotenen sowohl nach innen wie nach außen rühmen darf, die wohlfeilste deutsche Sammlung in ihrer Art zu sein. In der Inselbücherei sind Vergangenheit und Gegenwart, deutsches und ausländisches Schrifttum — Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher — wo

immer sie Unveraltetes und Bleibendes darbieten, vereinigt. Mit einer von Max Unold illustrierten Ausgabe der „Judenbüche“ hat der Verlag kürzlich eine Folge von Inselbüchern mit Zeichnungen zeitgenössischer Künstler eröffnet, womit er den Gedanken des graphischen Buches auch denen nahe bringen will, für die es bisher unerschwinglich war. Auch die Schwesternsammlung der Inselbücherei, die Bibliothek der Romane, schreitet vorwärts, sie hat das halbe Hundert Bände hinter sich und gute deutsche und ausländische Romane in hunderttausenden, einst zum billigen Preise von 4 Mark für einen Leinenband, im deutschen Volke bekannt gemacht. Mit Dankbarkeit begrüßen wir es, daß Anton Kippenberg, der als Niedersächse mehr als andere dazu veranlagt war, Fländern und die Flamen lieben zu lernen, in dieser Sammlung, in der Inselbücherei und sonst das kostliche Schrifttum unseres flämischen Brudersstammes, das uns leider bis zum Kriege außer De Costers „Uilenspiegel“ und „Lamme Godzak“ fast unbekannt war, unserm Volke erschlossen hat, so daß wir nunmehr die Kunst eines Conffience, Eekhoud, Bunsch, Streuels, Timmermanns, Vermenyen, zum Teil in Kippenbergschen wohlgelungenen Uebersetzungen, würdigen können.

Den Gegenpol zum wohlfreilen Buch bildet der in einmaliger Ausgabe erscheinende Vorzugsdruck, der in Vorkriegszeiten den Insel-Verlag besonders auszeichnete. Er wird auch unter dem ungünstigen Stern der heutigen Zeit sich die Pflege des im eigentlichen Sinne „schönen Buches“ in sorgfältiger Auslese angedeihen lassen, weil solche Liebhaberausgaben als der Prüfstein der qualitativen Leistungsfähigkeit anzusehen sind. Der Verlag ist durch die Begründung der Inselpresse und die Erwerbung der Janus-presse noch mehr als einst imstande, technisch vollendete Drucke zu liefern. Die meisten dieser Vorzugsdrucke sind mit erleseinem Geschmack und mit restloser Erschöpfung aller technischen Mittel so ausgestattet, daß sie nicht bloß der

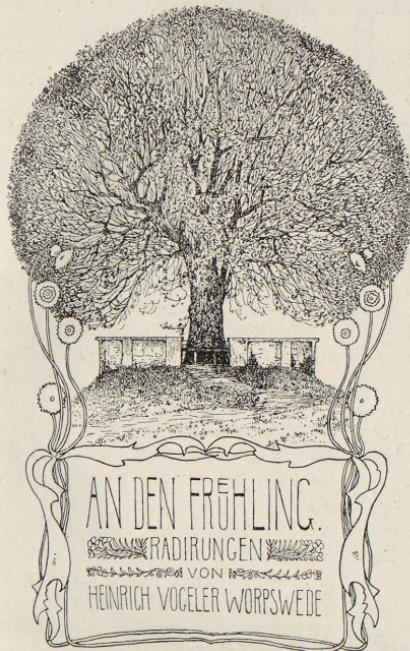
Bücherliebhaber als Kunstwerke ansehen wird. Aus dem Geiste, der den Verlag schaffen läßt, erklärt es sich naturgemäß, daß er auch der Verbreitung der deutschen Klassiker, Goethes vornehmlich, liebevolle Pflege zuwendet. Unlängst sind Theodor Storms sämtliche Werke, von dem Leipziger Germanisten Albert Köster feinsinnig und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit besorgt, erschienen. Von den anderen Klassiker-Ausgaben ist die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe besonders zu erwähnen, in der z. B. Schiller, Kant und Schopenhauer veröffentlicht sind. Andere Sammlungen des Insel-Verlages sind der Dom, unter dessen Schutz zurzeit eine Sammlung von Schriften deutscher Mystiker unter Leitung von Hans Kaiser erscheint, und die Memoiren und Chroniken mit einer großen Reihe glänzender Erscheinungen aus dieser persönlichst wirkenden Literaturart.

Doch mit den Sammlungen ist es nicht getan, denn außer ihnen sind hunderte von Einzelausgaben der unter uns lebenden Dichter und der Großen aus allen Zeiten und Zonen erschienen. Schon die Namen der Begründer der „Insel“ weisen uns auf den Kreis, der den Insel-Verlag sich zur Heimstätte gewählt hat. Von den modernen Deutschen nennen wir außer Rainer Maria Rilke, von dem bis 1918 fast 50 Veröffentlichungen im Insel-Verlage erschienen sind, Hugo von Hoffmannsthal, R. A. Schröder, den Mitbegründer der „Insel“, Johannes R. Becher, Alfred Mombert, Karl Scheffler, Albrecht Schaeffer, Albert Ehrenstein, Arno Holz, Ernst Hardt, Stefan Zweig, Ernst Bertram, Otto von Taube, von dem kürzlich der sehr zu empfehlende Roman „Die Löwenpranke“ erschien, Harry Graf Kefler, Hans Carossa, Ricarda Huch, Arno Nadel, Theodor Däubler, Rudolf Kastner, Hermann Bahr, Rudolf G. Binding, Regina Ullmann und den uns durch den Krieg entrissenen jugendlichen Otto Braun.

In der Vereinigung getrennter Geister in seinem Bereich liegt ein besonderer Vorzug des Insel-Verlags. Wir finden hier neben dem



Walter Tiemann:
Rücken zu
Boccaccio
„Das Dekameron“



Heinrich Vogeler-Worpswede:
Titelblatt zu der Mappe „An den Frühling“ (verkleinert)

hohen, das Bestehende schützenden Ethos Sichtes das an den Grundfesten der Gesellschaft rüttelnde und nach einer Erneuerung der Menschheit verlangende Pathos Beders; neben Schaeffers rührender, von Mitleid umstrahlter Gestalt der Elli den gnaden- und erbarmungslosen Typus Mensch in Ehrensteins „Bericht aus einem Tollhaus“, neben der altsächsischen Evangelienharmonie des Hesland (von Heusler herausgegeben) den „Born Judas“ und die „Hebräische Anthologie“, die zum ersten Male aus vielfach unbekannten Handschriften die ganze hebräische Lyrik seit dem Abschluß des Canons bis zur neuhebräischen Literatur ans Tageslicht bringt.

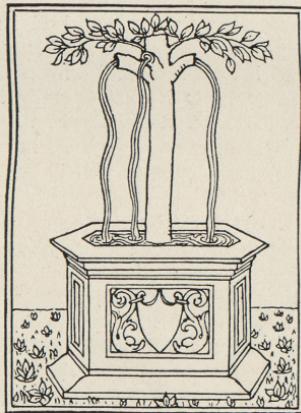
II.

Da der Insel-Verlag seine Aufgabe darin sieht, ein Abbild der Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit zu sein, sind ihm weitere Grenzen als anderen Verlags-Gesellschaften gesteckt. Er gleicht hierin der umfänglichen Seele im Sinne Nießsches, „in der keines das andere ausschließt“. Darum finden wir neben der deutschen Dichtung, Kunst und Lebensweisheit, die der Grund und Boden sind, auf

dem der Verlag baut, auch die Kunstschöpfungen fremder und verwandter Kulturen, soweit sie eine unbestreitbare Klassizität beanspruchen dürfen, oder wenn sie uns Förderndes bieten. So spricht hier zu uns neben dem Franzosen der Russe, neben dem Araber der Chineze, neben dem Engländer der Japaner.

Daß der Verlag in der heutigen schwierigen Zeit mit einer bedeutsamen Neugründung von dem Umfange einer die drei Sammlungen Bibliotheca mundi — Pandora — Libri librorum umfassenden Weltbibliothek Orbis literarum an die Öffentlichkeit tritt, ist ein neuer Beweis der schöpferischen Kraft und des kulturfördernden Willens des Insel-Verlags, ist ein neues Zeichen dafür, daß die Weltbewegtheit des Verlages, wie Kippenberg selbst einmal das diesem eigentümliche Wesen genannt hat,

Das Stunden-Buch enthaltend die drei Bücher:



Vom moenchischen Leben/
Von der Pilgerschaft/
Von der Armut
und vom Tode

Rainer Maria Rilke

Walter Tiemann:
Titel zu Rainer Maria Rilke „Das Stundenbuch“
(verkleinert)



Marcus Behmer: Aus dem Titel zu Ernst Hardts „Tantris der Narr“

groß genug ist, um sich auch unter den stärksten Spannungen auszuwirken. Die libri librorum umschließen die klassischen Werke der Weltliteratur, die Bibliotheca mundi enthält Gedichtsammlungen, Anthologien und Werke mittleren Umfangs, die dritte Reihe, Pandora genannt, Novellen, Dramen und Gedichtzyklen in Umfang und Ausstattung der Inselbücherei, ausgewählt nach ihrer Lebendigkeit und Keimkraft für unsere, für alle Gegenwart.

Der Leitgedanke dieses Unternehmens ist, die großen Werke der Weltliteratur in ihrer Ursprache allen Teilen der Welt zugänglich zu machen und so über die Abgründe hinweg, die der Krieg zwischen den Völkern aufgerissen hat, zu einer Verständigung im Reiche der Geister beizutragen. Zu dieser Aufgabe fühlt sich der Insel-Verlag folgerichtig vor anderen berufen durch die von ihm schon bisher ausgeübte kulturelle Vermittlertätigkeit, die kürzlich der holländische Dichter Albert Verwey anerkannte. Das Wertvollste unserer Literatur herausgebend, von ihren ältesten, noch in riesigen Massen redenden Anfängen zu Goethe und schließlich zur jüngsten, die Gegenwart tastend begreifenden Dichtung, strebte der Insel-Verlag schon immer zur Weltliteratur, wovon die vielen Uebertragungen fremder Werke ein Zeugnis sind. „Wo gibt es ein heilsameres Mittel, die zerstückte Menschheit für die kommende Zeit von neuem

zusammenzugliedern, als ein Sich-vertiefen in die bleibenden Schönheiten, die uns die einzelnen Völker in ihren eigenen Sprachen überliefer-ten? Nicht das, was trennt, sondern das, was allen gemeinsam ist, offen-bart die Kunst.“ So harrt deutscher Buchdruckerkunst und Verlagsarbeit eine neue humanistische Weltauf-gabe, der man hoffentlich nicht farb-losen Internationalismus oder cha-rakterloses Sichanpassen vorwerfen wird. „Denn je genauer der Cha-raktervolle fremde Eigenart kennt, je öfter er die heimische Schönheit mit der auswärtigen vergleicht, um so farbiger leuchtet sie.“ Was dem kräftigen Jahrhundert des Hu-manismus vorschwebte, eine einheitliche Sammlung der Meisterwerke aller Nationen zu besitzen, soll in unserer Zeit der leichteren technischen Mög-lichkeiten neu versucht werden.

„Eine Weltbibliothek, die den un-vergänglichen Werten der Dichtungen in allen Sprachen gerecht wird, verwißt keine Gegen-säfe und heuchelt keine Verbrüderung — sie will die Stellen zeigen, an denen eine zer-bröckelnde Kultur zum gemeinsamen Wieder-aufbau schreiten kann, sie will ein Kompaß sein, der den vom Sturm auseinandergerissenen Schiffen die gemeinsame Richtung weist, eine Stimmgabel, die vielleicht den Grundton zu einem neuen Chor gibt.“ Darum haben führende Geister aus vielen Ländern dem Insel-Verlag ihre Zustimmung und ihr zuversichtliches Vertrauen ausgesprochen. Daz der Insel-Verlag in einer Zeit, in der so viele verzweifeln oder nur zu Klageliedern Muße finden, den Mut zu einem solchen, in der Welt einzig dastehenden gewaltigen Kulturwerk, das dem deutschen Geiste Ehre macht, gefunden hat, soll ihm nicht ver-gessen werden. Und daß er die Welt gegen Deutschland selbst verschließt, ist kein Zufall; denn eben in dem Augenblüche, wo es dem ge-bildeten Deutschen fast unmöglich wird, vom Auslande Bücher zu beziehen, empfindet der Insel-Verlag die Pflicht, die Ausgaben des Aus-landes für uns überflüssig zu machen.

Ich greife von den drei großen Gruppen, von denen die Pandora die größte sein wird, die libri librorum heraus, als die wir die nationalen Gipfelwerke vorgelegt erhalten:

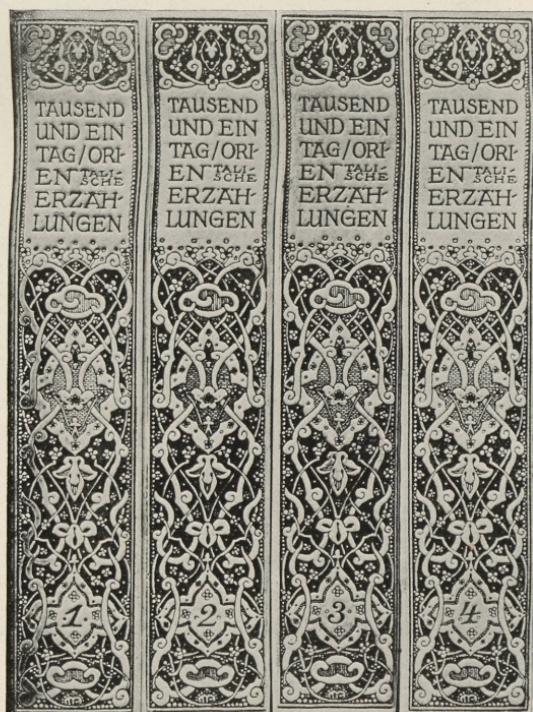
Homer, Ilias-Odyssée; Der Nibelunge Not und Kudrun; Dante, opera omnia; Mollière, oeuvres complètes; Boccaccio, Il Decamerone; Balzac, contes drolatiques; Dostojewski, Schuld und Sühne; Goethe, Faust. Den Ostdeutschen Monatsheften liegt davon vor in blauem, schmiegfähigem Leinenband „Der Nibelunge Not und Kudrun“, geschmückt, wie alle Bücher des Verlages, mit dem von Peter Behrens so klar gestalteten VerlagsSIGNET, auf dünnem Druckpapier sorgsam gedruckt, zum Preise von nur 36 Mark. Es ist erklärlich, daß ein Verlag wie der Insel-Verlag sich nicht mit einer geschmackvollen Ausstattung begnügt, wenn er die Kulturwelt im Jahre 1921 gewinnen will für ein altes deutsches Heldenepos; nein, er hat auch inhaltlich etwas Eigenartiges geboten, indem er dem Leipziger Germanisten und Musikgelehrten Eduard Sievers die Ausgabe übertrug, der der ehrwürdigen Dichtung eine neue Seite abzugeben vermochte. Seine Bearbeitung des Textes beruht auf der Ueberzeugung, daß nur ein klanglich einwandfreier Wortlaut zugleich historisch und textkritisch richtig sein könne. Der Text soll möglichst überall bei sinngemähem und stimmungsgemähem Vortrag melodisch richtig und ohne Hemmung gesprochen werden können. Sievers ist dabei nicht von metrischen Theorien ausgegangen, sondern hat jede Strophe nur aus sich selbst heraus gestaltet, wie es die handschriftliche Ueberlieferung und die Forderung von KlangEinheit und Klangfreiheit verlangen. Daraus erklärt es sich, daß die Nibelungen- und Kudrun-Ausgabe der libri librorum, auch vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus gesehen, mancherlei Neues bietet.

Möge der Orbis literarum den Erdkreis erobern, wie der orbis pictus des Amos Comenius, des Propheten unter den Pädagogen, und in allen Zonen Zeugnis ablegen von deutschem Kulturwillen und von der Leistungsfähigkeit deutscher Verlagsarbeit!

III.

Aus der Darstellung der Ziele des orbis literarum mag der Tieferblickende schon erkannt haben, daß der Geist, der den Insel-Verlag be-

seelt, der Geist Goethes ist, der als erster Deutscher einen höchst persönlichen Begriff der Weltliteratur geprägt hat, wie er sich als Ergebnis eines beziehungsreichen Lebens dem großen Mann im letzten Jahrzehnt seines Daseins bildete. Davon hat uns Friedrich Michael im ersten Jahrgang des Inselschiffs berichtet. Weil in Goethes Vorstellung der Weltliteratur „die Forderung eines in Jahrhunderten einmal geborenen schöpferischen Menschen liegt, der fest im Gegründeten seines Volkes wurzelnd die Pyramide seines Lebens in die Sphäre einer höheren Gemeinschaft gipfelte und in sich und durch sich die Welt einte“, darum ist nach meiner Meinung gerade Goethe der Schutzgeist des Insel-Verlages geworden. Im Mittelpunkt der vielen Unternehmungen des Insel-Verlages im Dienste Goethes stehen Goethes sämtliche Werke in 16 Bänden, die nächst der Weimarer Sophien-Ausgabe die vollständigste aller Goethe-Ausgaben sind; ihr weiterer Vorzug beruht auf der durch Verwendung undurchsichtigen dünnen Druckpapiers ermöglichten großen Handlichkeit. Und



Marcus Behmer: Rücken zu „1001 Tag“ (verkleinert)

was bedeutet es für das deutsche Volk, daß die Gesamtausgabe des Faust, enthaltend Urfaust, Fragment, I. und II. Teil, Paralipomena, nun in 100 000 Stücken verbreitet ist! Aus der Pflege der Goethischen Kunst und des Geistes Goethes erwuchs allmählich in dem Leipziger Heim des Inhabers des Insel-Verlages, Prof. Dr. Anton Kippenbergs, der Goethe wie wenige unserer Zeitgenossen kennt und liebt, eine kostliche Goethe-Sammlung, die Sammlung Kippenberg; über sie erschien im Jahre 1913 ein 408 Seiten starker, mit 73 Tafeln reich ausgestatteter

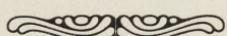
der eben forschwärmen wollte und mit Mühe gehalten wurde". Nachdem der Katalog vergriffen ist, holt Kippenberg nunmehr zu einem neuen Wurfe aus. Ein Jahrbuch der Sammlung Kippenberg soll das mitteilen, was im Katalog an Ungedrucktem verzeichnet war, soweit es der Veröffentlichung wert ist. Dem soeben erschienenen, mit sechs Bildertafeln geschmückten 1. Band des Jahrbuches sollen 12 weitere von Jahr zu Jahr folgen. Wir glauben es dem Herausgeber, daß es ihm gelingen wird, „nur ins volle Holz zu schneiden und den Leser mit



Emil Preterius: Illustration zu Jean Paul: „Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch“

Katalog von großem wissenschaftlichen Werte, wenn man dieses Kunstwerk mit dem bescheidenen Namen Katalog bezeichnen darf. In privatem Besitz ist eine Goethe-Sammlung von ähnlicher Bedeutung niemals vereinigt gewesen, und öffentlichen Sammlungen gegenüber ist sie dadurch im Vorteil, daß sie den gesamten Umkreis der Goethischen Welt umschreibt. „Man wird mir nachfühlen“, sagt Kippenberg in der Einleitung des Katalogs, „daß ich dieser Sammlung gegenüberstehe, wie etwa Arnim den im Wunderhorn vereinigten Liedern.“ Ich kann von ihr „nur mit ungemeiner Neigung sprechen“ — auch hier war es ja „der letzte Bienenstock,

philosophischem Schnitzelwerk nicht zu belästigen“. Von Kippenberg selbst stammen in dem 1. Jahrbuch die Aufsätze „Die Technik der Silhouette“ und „Neue Faust-Splitter, XVI. Jahrhundert“. Es gibt in Deutschland wohl kaum einen erfolgreichen Verleger, der wie Kippenberg gleichzeitig Schriftsteller, Ueberseher, Kunstreund, Sammler, Herausgeber und Gelehrter ist, — ein Umstand, der nicht zum wenigsten die hohe Geistigkeit des Inselverlags erklärt. Moge dem Insel-Verlag, der den Willen zum deutschen Morgen hat, eine glückliche Zukunft beschieden sein!



Gedichte

Von Axel Lübbe

Dämmerung

Die Abende versinken in Musik.
Nichts bleibt.
Nur ich und eine Melodie.
Gestalten starben.
Sterne stürzten fort . . .
Dein letztes Liebeswort
vergruben tief die Töne.

Nun kommt die Dämmerung
so als weint ich sie herbei . . .

Weit von mir steht die Nacht
wie eine Herde dunkler Tiere.
Doch dicht vorm Auge steht —
— durchsichtig wie ein Engel —
die eigne Träne,
drin so hell
das Leben leuchtet,
welches du mir gabst.

*

Erscheinung

Durch die klingenden Klagen des Winds
geht verhüllten hauptes der Engel.

Erne bleibt blank hinter ihm.
Nähe wird dunkel. Die Stengel und Zweige zittern. Blumen erbllassen.

Der Engel langt nach der Sonne — er kann sie nicht fassen.
Da beugt er sich tief zur Erde und weint . . .

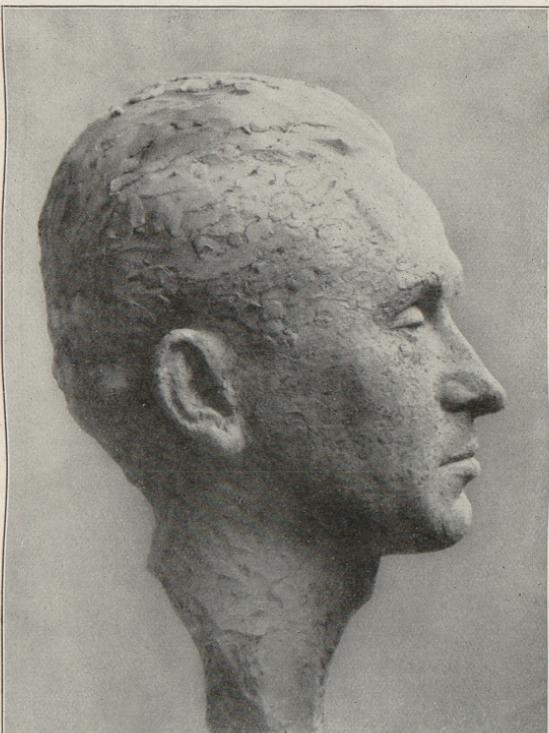
Nachts: im Alleinsein des Steines sein Schmerz erscheint.

*

Die Machtlosen

Warfen uns Wellen des Traumes hin und her durch die Nacht — ach! — an den Stellen des Raumes

kommen wir nie mehr zur Macht.



Nach einer Büste von Arnold Röder, Freiburg i. Br.

An den Küsten der Tage sitzen wir nun: eine Schar.
Jeder weiß eine Sage, drin er König schon war.

*

Die so ganz andern

Ihre Augen sind gemästet an der Welt, die sichtbar ist.
Ihres Blutes Wort durchpeste jene Welt, die lichtwahr ist.

*

Sie betreuen die Gestalten, die ihr Erdensein erfreuen.
Sie verlachen die Gewalten, die ihr Erdensein zerstreun.

Und sie staunen an die Mauern, die sie selbst um sich errichtet.

Ferner Worte nahe Schauern hat noch nie ihr Herz vernichtet.

Ach — zu diejen so ganz andern kam ich her aus welchen Fernen?
Komm, mein Kind, wir wollen wandern . . .
wollen betteln bei den Sternen . . .

*

Dreikönigstag

Näher dem Tier, als dem Stern, wurde geboren das Kind.

Sinnend stand bei das Gejind.
Deuter waren sehr fern.

Auffahrt in Angst das Tier vor dem neuen Gesicht.

Sprachen die Deuter: wir glauben die Kun- de nicht.

Stern hat sich heller gerührt, bei der neuen Geburt.
Deuter, als dies sie erspürt, suchten nach Weg und nach Furt.

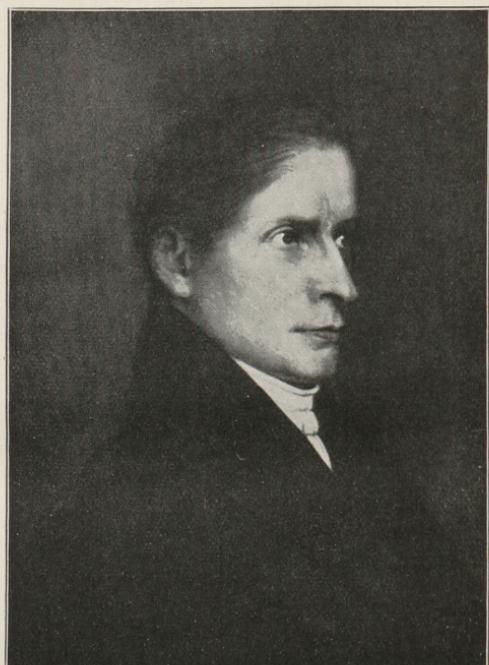
Ziehn jetzt drei Könige durchs Land:
reich, gewaltsam und schön . . .
Noch steht der Stern in den Höhnen.
Niemand das Wunder noch fand.

*

Joseph von Eichendorff und seine Beziehungen zu Danzig

Von Carl Lange

Nun jauhzt das winterbedrängte Herz in den Frühling und in die Sonne hinein, um still dem Lerchenlaut zu lauschen oder aus tiefem Empfinden mit den Vögeln dem Goetheschen Östergefühl Ausdruck zu geben. Das klingt dann sogar in den Herzen an, die sich in dunkler und schwerer Mühsal durchs Leben schleppen. Und wem fließen da nicht ungewollt ein paar Worte auf die Lippen, ein paar Verse, die den frühlingstrohnen Wald begrüßen und die im Volk gesungen werden? Zu denen, die unvergessen fortleben, gehört Joseph von Eichendorff, der die feinsten Stimmen des Waldes in seine



Joseph von Eichendorff

Seele aufnahm und in Liedern wiedergab, die uns wie ein Geschenk des Himmels dünken:

„Es steht ein Berg in Feuer,
in feurigem Morgenbrand,
und auf des Berges Spize
ein Tannenbaum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
steh ich und schau vom Baum,
o Welt, du schöne Welt, du,
man sieht dich vor Blüten kaum.“

Seine schöne schlesische Heimat, das Schloß Lubowitz, mit den Erinnerungen an eine helle und glückliche Kinderzeit, legte in die Seele des Knaben den Sinn für die Liebe zur Natur, die bis zum späten Alter wieder klingt und geheiligt ist durch eine tiefe Liebe zur Heimat. Das Schicksal, das ihn über Breslau in die Welt

hinausführt zu den Universitäten Halle und Heidelberg, das ihn die drei Feldzüge als freiwilligen Jäger im preußischen Heer miterleben ließ, das seine Erfahrungen und Erkenntnisse durch Reisen und Freundschaften mit Dichtern und Künstlern bereicherte, vor allem durch die innige Freundschaft mit seinem Bruder Wilhelm, hatte es glücklich gefügt, Joseph von Eichendorff in die Ostmark zu verschlagen. Denn es gab heute wie damals viele, die hier unfruchtbaren Boden sahen und Wesen und Charakter der östlichen Landschaft verkannten. Auch der

Befreiungskrieg und

die Dichtungen Eichendorffs vermochten nicht,

einen wirklichen Wandel zu schaffen, trotzdem

wir doch viele unserer großen Philosophen und

Dichter die Unseren nennen können.

Gerade vor hundert Jahren sehen wir Eichendorff durch die Olivaer und Zoppoter Wälder wandern, und in Silberhammer bei Langfuhr entstanden einige seiner wesentlichsten Werke. Der sich immer freundlicher gestaltende Verkehr mit dem damaligen Oberpräsidenten Heinrich Theodor von Schön, der zwei so grundverschiedene Naturen bis in das späte Lebensalter hinein verband, gab auch mit den Anlaß zu Eichendorffs Werk über die „Wiederherstellung der Marienburg“, und war von fruchtbarsten Wirkungen für unsere östliche Heimat.

Mit 33 Jahren trat Eichendorff Ende Januar 1821 sein neues Amt in Danzig an, um bei der Bearbeitung der katholischen Kirchen und Schul-

angelegenhkeiten mitzuwirken. Bald wurde der Regierungsassessor Baron von Eichendorff durch eine Eingabe Schöns an den Minister Altenstein gemäß einer königlichen Kabinettsorder mit dem Charakter eines Regierungsrats als katholischer Rat beim Oberpräsidium förmlich angestellt. Noch hatte der Osten schwer unter den Folgen des Krieges zu leiden. So bot die durch die Ordensritter- und Hansezeit gekennzeichnete Stadt dem für alle Schönheiten empfänglichen Dichter eine Fülle von Anregungen, die noch verstärkt wurden durch die Zahl der unvergeßlichen See- und Landschaftsbilder, die sich in der näheren und weiteren Umgebung dem Gedächtnis einprägten. Eichendorff wohnte in der Hauptverkehrsstraße Danzigs, in der Langgasse, die aber durch die große Tiefe der Häuser in der Nähe des Verkehrs die Möglichkeit stillen Beschauens gab und den Blick auf Giebel und Türme und das vielfach verworrene Gedränge der Dächergruppen schenkte. Einen Wiederklang dieser Empfindungen gibt sein bekanntes Lied auf Danzig: „Dunkle Giebel, dunkle Fenster . . .“

Wenn wir das sich immer günstiger gestaltende Zusammenarbeiten von Schön und Eichendorff betrachten, so dünt es uns für unsere Zeit wie ein starker Mahnruf, daß lautere Gesinnung politische Gegensätze überbrücken kann, um das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen. Der Fürstbischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, kam in einen freundlichen Verkehr mit dem ihm wesensverwandten Dichter, der ihn häufig in seiner Abtei in Oliva auffuhrte. So befriedigte ihn seine Tätigkeit, die ihm anfangs nicht leicht war, immer mehr.

Im ersten Marienburgheft der Ostdeutschen Monatshefte wurde schon von Eichendorffs

Denkschrift über die Wiederherstellung der Marienburg berichtet. Diese ihm durch Schöns Vermittlung übertragene Aufgabe hat der Dichter mit Freuden übernommen. Er hat sich 1843 eingehend mit archivarischen Studien dazu beschäftigt und hat zunächst die Arbeit ein wenig trocken in Angriff genommen, kam dann aber durch die Vertiefung in die Ordensgeschichte zu stärksten inneren Erlebnissen, die ihn zur Beendigung des Werkes führte, das auch für unsere Zeit von hohem Werte ist. Diese Denkschrift über die Marienburg gibt für jeden Freund dieses stolzen Kulturdenkmals ein anschauliches Bild jener Zeit, die das alte Bauwerk mit neuem Leben erfüllt und uns Einblick in die straffe Zucht und das Wesen des Ordensstaates gibt. Die soeben erschienene Neuausgabe Eichendorffs „Die Wiederherstellung des Schlosses Marienburg“ (*), auf die wir leider im „Zweiten Marienburgheft“ nicht mehr hinweisen konnten,

gehört zu den wichtigen ostdeutschen Heimatbüchern, die wir besitzen und die auch den Weg ins Reich finden sollten. Die Verdienste des Dichters um die Wiederherstellung der Marienburg wurden durch ein Burgfenster mit seinem Namen und seinem Wappen festgelegt.

Wir wollen noch der Freundschaft mit Kniwel gedenken, der viele seiner Lieder in Musik geetzt hat, und der Danziger Liedertafel, die dem Dichter manchewertvolle Anregung gab. Stunden ungetrübten Glücks verbrachte Eichendorff auf seinem Sommersitz, den er für seine



Lubowitza

Nach einem Gemälde

Familie fernab der Stadt in dem Landhaus Silberhammer bei Langfuhr wählte. Hier unter den mächtigen Bäumen des schönen Parks, im Schutz eines Hügels und mit dem Blick zu den

*) Danziger Verlagsgesellschaft G. m. b. H. Danzig, geh. 40.—M., geb. 50.—M.

Türmen der Stadt hinüber, zum Meer und der gefchwungenen Linie der Danziger Bucht, verfaßte er ein dramatisches Märchen „Krieg den Philistern“ und die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die zu den unvergeßlichen Werken Eichendorffs gehören. Unter der reichen Anzahl der Neuauflagen dieser Novelle findet sich eine von Johanna Beckmann mit elf Scherenschnitten und zahlreichen Tierstücken versehene im Verlag Köll & Cie.-München, die in diesem Schmuck die Fröhlichkeit und die Lebendigkeit dieser Erlebnisse wiedergibt.

Freundschaft mit Schön hat den Dichter über manche berufliche Schwierigkeit hinweggeholfen. Befriedigung gab ihm sein Lied, das von aller Last befreite und ein Ausdruck der Zeit und vor allem seines Wesens und Charakters war.

Ein Zeichen der Gesundung unseres Volkes ist das starke Wiederaufbauleben der Teilnahme an des Dichters Schaffen. Die Pflege für alle Zweige der Kultur in seinem Sinne hat die von Professor Dr. Wilhelm Kosch gegründete und von uns schon häufiger genannte Zeitschrift



Gutshaus Silberhammer bei Langfuhr

Da Schön den Verwaltungssitz der beiden Provinzen nach Königsberg verlegte, so folgte ihm Eichendorff. Er war nahezu sieben Jahre lang als Regierungsrat und Oberpräsidialrat dort tätig. Der Danziger Aufenthalt war ihm durch den Tod seiner Mutter im Jahre 1822 und durch den Verlust seines Stammsitzes Lubowitz getrübt. Auch hier in Königsberg beschäftigte er sich eifrig mit den Danziger Erlebnissen, die ihn zur Dichtung seines zweiten Trauerspiels „Der letzte Held von Marienburg“ führten. Es ist natürlich, daß eine Dichternatur wie Eichendorffs, die zwar von äußerlicher Not verschont blieb, sich doch auf die Dauer im Beamtenberuf nicht wohl fühlen konnte. Die

„Der Wächter“ (Verlag Parcus & Co.-München), das Organ des von Kosch geschaffenen, sehr weit verbreiteten Eichendorffbundes, aufgenommen. Ihm gehört ein Hauptverdienst, denn die von ihm herausgegebenen sämtlichen Werke des Freiherrn von Eichendorff (bisher erschienen fünf Bände, zwei weitere Bände, die Gedichte enthalten, darunter viel unbekanntes Material, erscheinen dieses Jahr) bieten uns wesentliches und wertvolles Material. Der 12. und 13. Band, der uns Einblick in die Briefe Eichendorffs*) gibt, ist nicht nur ein Kennzeichen der Wesensart des Dichters, sondern auch ein kulturge- schichtliches Dokument.

*) Verlag Josef Fabel, Regensburg.

Im Verlag der Dückischen Buchhandlung-Leipzig kam Koschs Buch über „Menschen und Bücher“ heraus, in dem wir in dem Absatz „Theodor von Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff“ von dem Adel dieser Freundschaft hören. Da heißt es auf Seite 109: „... Von einem Fremdwerden zwischen Euer Exzellenz und mir kann daher — das fühle ich innerlichst — eigentlich gar nicht die Rede sein, ebenso wenig als Euer Exzellenz jemals ein Philister werden können, gleichwie ein Vogel nimmermehr ein Fisch werden kann. Euer Exzellenz sind offenbar von Gott recht zum Antiphilister geschaffen, um den dummen Fischen Flügel und Klang zu geben, oder, wo's nicht geht, sie, wie billig, zu spießen. Und mit solcher Gabe Gottes lässt sich schon ein langweiliges Stück Leben überdauern; Euer Exzellenz flüchten, wenn es gar zu eng wird, nach Arnau — d. h. in sich selbst — und ich in meine kleine poetische Domäne, womit mich der liebe Gott meinerseits gleichsam in der Luft belehnt hat.“ Ein weiterer Aufsatz berichtet über Eichendorff und seine Verleger. Nicht vergessen seien die vom gleichen

Verfasser herausgegebenen „Eichendorffskalender“, die im Verlag Parcus & Co.-München erscheinen.

In diesem Frühjahr gab die Münchener Verlagsbuchhandlung C. H. Beck einen neuen Band der wertvollen Dichterbiographien „Joseph von Eichendorff“ von Hans Brandenburg*) heraus, der allen Freunden der Romantik eine wertvolle Bereicherung ihrer Bibliothek sein wird. Das Werk ist mit einer seltenen Versenkung in die Wesensart Eichendorffs geschrieben. Der Verfasser erweist sich hier als Dichter, der eines anderen Dichters Schaffen bis zu dem tiefsten Ursprung seiner Schöpfungen erfassen kann. Das mit heißer Liebe und tiefem Verständnis geschriebene gründliche Werk, das Leben und Dichtung so innig miteinander verknüpft, das uns den Zauber des Waldes mit seiner ganzen Schönheit vor Augen führt, ist ein wirklicher Gewinn der Eichendorff-Forschung und eine Leistung, die unbedingt anerkannt werden muss. Der vornehme Verlag hat sich mit dem einfach und schön ausgestatteten Buch ein hohes Verdienst erworben.

* Preis in Leinen geb. 160.— Mt., in Halskrause geb. 280.— Mt.

Der Wolkenformer

Von Alfred Brust

Wer den Wolken ihre Form verleiht, das ist nicht der Wind, wie die Menschen so gern glauben. Nein! Ich weiß das besser. Und ich will es euch erzählen. Es ist der Wolkenformer!

Der Wolkenformer — er ist sehr gewaltig in der Zauberei — fährt auf Wolkenwagen und reitet auf Wolkenrossen. Und fast immer ist er unterwegs, weil es stets irgendwo Wolken und Wölkchen zu formen gibt. Freilich gibt es Länder und Provinzen, über denen der Wolkenformer sein Geschäft den ihm dienenden Winden überlässt. Diese fahren hufchurrriburr in die schwereren und leichteren Nebelmassen, ballen sie zusammen und zerren sie und recken sie, daß es nur so eine Art ist; und ein anständiger Mensch kann aus diesen gepitschten, jagenden und ge jagten Fezen überhaupt nicht klug werden. Deshalb, wo ein rechter Mensch ist, einer mit freien Blicken und mit einer reingewischtten Stirn und mit angenehmen Händen an den Armen, da treibt sein Wesen in den Lüften auch der Wolkenformer. Entweder kam er hergereist, oder er wirkt aus seiner großen Ferne von seinem ragenden Berge aus.

Saht ihr schon einmal jenen ragenden Berg in der Luft? Noch nie? Dann habt ihr nicht aufgepaßt! An Sommerabenden, an Sommermorgen, da seht ihr nördlich am Horizont den ragenden Berg des Wolkenformers. Und immer ist es derselbe, der unveränderliche Berg. Und sollte er euch zuweilen dennoch verändert erscheinen, so wißt, daß er sich auf seiner gewaltigen Achse ein wenig gedreht hat. Ihr seht ihn jetzt nur von einer anderen Seite.

Aber den Wolkenformer selbst wird wahrscheinlich selten jemand erblicken. Deshalb will ich ihn gleich schildern, denn ich habe ihn gesehen. (Ich wurde an einem Sonntag geboren.)

Ich wußte garnicht, wen ich da sah. Es lag auf einer Wiese — die Blumen sprachen lauter miteinander als sonst, es schwäzte der Bach und lachte über seine Tränen, die Grillen hobelten mit nie gehörter Heftigkeit auf ihren Geigen — es lag auf dieser Wiese ein stiller schöner Knabe, mit aufgeworfenen Armen, den seligen Blick in den Himmel gebohrt, wo die zahllosen Schäfchen aus Wolken wallet-hin wallet-hin wallet-hin machten. Ein namenloser Zauber ging von

diesem reinen süßen Antlitz aus, und wie ein Strom weißen Lichtes trug es sich hinaus in das Raumlose, erweitert in die Unendlichkeit. Und jedes Wölkchen, das gereist kam auf der Himmelsstraße und getroffen wurde von dem Zauber dieses seltsamen Kindes, nahm rasch die Form der vielen wallenden Schäfchen an und fügte sich in die Ordnung der weißen, langsam fortziehenden Pilgerfahrt. Reihauf, reihab wuchs die Zahl der lieblichen Lämmer. Ich starre mit staunenden Augen in das Wunder von Erde und Himmel hinein.

— Aber die Teufel zwacken den Menschen, wenn die Engel zu ihm reden . . .

Dieser Knirps, dachte ich, welch einen Un-
sinn, welche Augenblende bereitet er mir? Ein
Herzenbübchen. Warte, mein Bürschlein, beim
Ohr will ich dich nehmen! Du sollst mir zeigen,
wo der Wichtelkönig haust, und seine Zauber-
kunst will ich erfahren! —

Da sahe ich mit Entsetzen ein unheilvolles, ein schreckliches Gesicht, das dieser kleine Mensch bekommt. Alle zarten Linien wachsen zu schweren Strichen aus, die sich zu gewaltiger Drohung zusammenfügen. Feuer sprüht aus den Augen,

die vorher so sanft und ruhig in das Blau flossen, und die kleine Hand wirft sich als mächtige Faust schüttelnd empor. Die Sonne hat sich verdunkelt. Ich hebe den Blick. Ich sinke verstört in die Knie! Schwarz wie die Nacht steht am Himmel der dräuende Mann, eine riesige Kuh hält er geschwungen, meinen Leib zu zerschmettern. Ich beuge mich tief zur Erde und küsse das Gras. Da wird's heller. Ich höre das Bäcklein tönen und leise Seufzer senden und die Blümlein liseln und wispeln. Und wie ich mein blasses und nasses Gesicht nach oben richte, da steht ein friedlicher Greis, den Finger gehoben, und ruft: „Gib Acht, du Tor, und hüte deine Gedanken, daß ich nicht komme und dir das Hirn zerschmeize mit meinem sicherem Wurf! Ich bin der Wolken-
former!“

Und es fing ein Brausen ganz hoch in den Lüften an. Ein stolzes, weißes Pferd sprengte oben auf der himmlischen Straße herbei. Dann sah ich, wie eine schöne Frau mit tiefem Gesicht auf den Rücken des Tieres sprang. Und hinaus ging der rasende Ritt in die wunderschöne Unendlichkeit und dem ragenden Berge des Wolkenformers entgegen. . . .

Memel

(Ein Tagebuchblatt)

Von Walter von Molo

Dein Land ist gesegnet und bei Tilsit hört heute Deutschland auf; nach Jena und Auerstedt fing hier Preußen an. „Durch mancherlei Plagen, durch soviel besondere Geschick“ („Per varios casus, per tot discrimina rerum“) steht über der Tür der Knabenmittelschule. Verbrannt, belagert, von Fremden immer wieder bestürmt und beherrscht, bleibst du die nördlichste Stadt Preußens. Ich sah dich am leuchtenden Vorfrühlingstag, ich wanderte vorbei am Rathaus, das dein Wappen trägt: den Leuchtturm und das Schiff, es ist auch das Wappen, das ich ererbte; vergiß nicht Memel den Wahlspruch der Meinen: „Wir wollen die Ruder ergreifen, wenn das Lüftlein nicht weht!“ Vergiß es nicht! Dein Rathaus ist des alten Raufherrn Constan-
tius einstiges Haus, in dir wohnte die Königin Luise während ihrer Verbannung 1807—1808, hier gingen Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Hardenberg, Schön, Bonn, Grolmann, Schröter, Dohna und Nordk ein und aus; ihre

Bildsäulen stehen nicht umsonst auf deinem Boden, wenn auch deren Namensgold heute ausgekratzt ist; wir kennen die Namen, die Werke dieser Männer; du schloßest dich, Memel, vor Nordk, den Russen an; die Reimchronik aus dem 12. Jahrhundert sagt: „Die Mimele war zu verne gelegen, Got der mußte ir selbe pflegen.“ Jetzt denken wir deiner! Ich stieg auf den Kirchturm, über dem Altar, vor dem die Königin Luise betete, die Gedenktafel an die Gefallenen von 1813 vor Augen, das Wort des Vaters in den Ohren, der seine beiden Söhne verlor: „Wo sollen wir jetzt die Tafeln anbringen? Es sind mehr als 1300 Tote im Weltkrieg gewesen.“ Die Stadt lag unter mir, die alte Zitadelle, der Aennchen-Brunnen Simon Dachs vor dem Theater sang in mir, das Wasser der alten Befestigungsgräben glitzerte. Ordensritterluft umwehte mich, über der Stadt weht die französische Trikolore, im Hafen hat ein französisches Kriegsschiff gesetzt. Die Ostsee

glänzte, das Haff leuchtete, hoch ragt die Düne der Nehrung. Der Wind kommt aus Ruhland, hoffnungsblau war der Himmel, der gleiche Himmel, die gleiche Sonne, die unsere Großen beschien, sie sieht noch immer des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen Werk. Lachen überkam mich, selig befreides Lachen: Was kann uns geschehen? Was kann dir geschehen, Memel? Es ist nur ein Uebergang; der Wind kommt aus Ruhland, im Osten geht die Sonne auf, ich trage in der Tasche mein Werk „Das Volk wacht auf“. Wehe französische Fahne!

„Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Hölle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit!“

Hab' keine Angst, Memel, vertrau' dir, vertrau' uns, vertrau ihm, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.

„Ihn, ihn las' tun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Dass du dich wundern wirst!“

O, Memel, ich habe dich lieb!

*

Aus dem Lustspiel „Till Lausebums“, das 1921 in Memel entstand, entnehmen wir eine besonders eindringliche Szene auf der Plattform des Memeler Kirchturms.*)

1. Akt, 2. Auftritt

Küster: Guten Morgen, Herr Lausebums.

Till (stutzt, dann verändert, fest): Morgen, Küster!

Küster: Noch immer schlechter Laune, Herr Architekt?

Till: Wenn eine Laune recht hat, ist sie nicht schlecht.

Küster: Schlechtes hat nie recht, Herr Lausebums.

Till: Das Schlechte hat aber doch recht behalten!?

Küster: Hm! (Macht eine Wendung.) Darf ich die Morgenglocke ziehen? Es ist nur, damit die drunten die Kirche hinter sich bringen und ins Wirtshaus können! (An der Glocke.) Das wird die herrschaften beruhigen. (Geht zur Glocke, läutet.)

*) Uraufführung in Bonn. In verschiedenen norddeutschen Städten und am Rhein zur Aufführung angenommen. Schriftleitung

Till (legt ihm die Hand auf die Schulter, der Küster hält mit dem Läuten ein): Wer soll sich beruhigen?

Küster (abwehrend): Nicht, Herr Lausebums; sonst meinen die drunten, Sie attackieren mich. (Er läutet zu Ende, kratzt sich auf dem Kopf.) Diese verfluchte Gemeinderatsitzung gestern! (Suredend.) Machen Sie sich nicht zu draus, Herr Lausebums, die drunten sind ja verrückt.

Till: Theoretische Einsichten helfen selten weiter. Du hast gesagt, sie seien „aufgeregzt“? (In großer Spannung.) Wer ist aufgeregzt?

Küster (bestätigt, zeigt über die Brüstung hinab): Die ganze Stadt ist aufgeregzt!

Till (unruhig, ausforchend): Warum sind sie aufgeregzt? Sag. Warum?

Küster: Sie sind sehr aufgeregzt.

Till (gemacht, leicht ängstlich): Das wird sich geben?

Küster: Früher war Ihnen aber doch der Herr Bürgermeister gut gesinnt? (Till nickt.) Wie ist das gestern eigentlich gekommen? Der Herr Steueramtsdirektor hat Ihnen doch den Bau des zweiten Kirchturms (zeigt) da drüben, versprochen gehabt, den die Schweden oder die anderen — ich weiß nicht wer — damals — ich weiß nicht, wann — es ist schon lange her — niederkanoniert haben? (Till nickt.) Eine arge Diskrepanz. Ich kenn' mich nicht aus.

Till: Das ist der Weg zur Klarheit! (Tief atmend.) Sie sind also — aufgeregzt?

Küster (nickt): Sie hätten sich darauf berufen sollen, Herr Lausebums, daß der Schenkungsbrief bestimmt, daß der Kirchturm gebaut werden muß!

Till: Er wird ja gebaut, bloß ich soll ihn nicht bauen. Das ist die Sache. Verstehst du das nicht? (Seufzt.) Es wär' eben zu schön gewesen. Hm! Was mach' ich?

Küster (bedächtig): Ja, ja, man hält leichter um ein Mädel an, wenn man etwas ist? Das stimmt, Herr Lausebums, aber die Diskrepanzen müssen eben getragen werden. Was werden Sie jetzt tun?

Till (abschielzukend, zeigt aufwärts zur Turmhaube): Gott sitzt im Regemente!

Küster: Gehen Sie aus der Stadt?

Till: Meinst du, ich muß gehen?

Küster: Ja, die drunten sind sehr böse auf Sie, Herr Lausebums, von denen ist nichts mehr zu wollen. Ich mein' schon, Sie müssen gehen. (Till hebt voll Interesse den Kopf.) Alles steht beisammen und schimpft heraus; nie-

mand versteht, warum Sie auf den Kirchturm da heraufgeklettert sind, gestern, nach der Gemeinderatsitzung, die gegen Sie entschied, daß der Turm nicht gebaut wird. Mit Verlaub, ich verstehe's auch nicht.

Till: Ist dir noch nie das Gefühl in den Leib gestiegen, daß du irgendwo eine Wand hinaufkrabbeln mußt, um nicht verrückt zu werden?

Küster (besorgt): Ja, ja, das ist ein edles Gefühl, Herr Lausebums, das kenn' ich schon! Aber es führt zu nichts. Ich fürchte, ich fürchte, Sie haben verspielt?

Till (unruhig): Wieso denn, wieso? Wenn sie schon „böse“ sind? Du! Warum sind sie wütend auf mich? Sag', warum sind sie böse?

Küster: Ja, ich glaube, sie haben Angst vor Ihnen, Herr Lausebums?

Till: Aha!

Küster: Sie fürchten wohl, daß Sie alles von heroben sehen könnten, was sie unten treiben. (Till stupft, Küster nickt. Näher.) Was haben Sie denn heute die Nacht heroben gemacht? Die Stadt ist außer Rand und Band.

Till (erfreut): Gut!

Küster (mit Nachdruck): Die Menschen vertragen nicht, daß ihnen jemand auf die Köpfe sieht. Was haben Sie denn heute Nacht gemacht, (zeigt) da hier?

Till: Nichts! (Mit steigender Bewegung.) Ich habe mir die Sterne angesehen und deinem Glockenspiel (zeigt) zugehört, wie und da hat ein Besoffener herausgegröhlt und mich gestört.

Küster (besorgt): Ach?

Till: Was?

Küster: Nichts, nichts, Herr Lausebums. Und was war weiter?

Till (lebhaft): Küster, wenn man so allein ist, ich sage dir, so über den Menschen, da wird man ganz sonderbar, da wird man, so wie man als Kind war, mutig im Großen, da fürchtet man das Leben nicht mehr. Ich bin kein Held, aber ich glaub', jetzt bin ich ein Stücklein davon! Worum schlagen und plagen sich die Menschen? Um ein Nichts! (Er zitiert mit Bezug auf das Glockenspiel:)

„Und ob gleich alle Teufel
Dir wollten widersteh'n,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nie zurücke geh'n.“

(Freudig, lebhaft.) Du, ich habe heute Nacht über das, was mich gestern noch so hart bedrückte, laut herauslachen müssen. (Etwas gewaltsam.) Ja! Ganz plötzlich! Ich bin jetzt gut aufgelegt! Wirklich! Ich bin jetzt über den Menschen, wahrhaft über den Menschen!

Heimaterde

Umfange, Heimaterde, mich mit deinen Armen. Nun, da ich heimgekehrt nach langer Zeit: Erbarmen!

Im Herzen meines Herzens hießt ich dir die Treue An deine Brüste bette meinen Kopf aufs Neue. Doch rufe mich noch nicht zu Liebesfeiertunden. Noch bin ich — wie ein Acker mit Saat — bedeckt mit Wunden.

Noch rinnt es mir in allen Lebensadern matt. Es franken Viele sich an meinem Blute satt. Die Tag um Tag von ihrer Liebe mir gesprochen, sie rissen mir das Fleisch herab bis auf die Knochen. Laß, Heimaterde, erst mich wieder ganz genesen. Die du aus deiner Fülle Millionen Wesen, die du die Gräser, Sträucher, Bäume, Wälder tränkst, die du dem Stein von deinem Überflusse schenkst: Du kannst, du wirst nicht mich allein verschmachten lassen.

Säft mich mit Kraft, bis ich vermag, dich zu umfassen,

wie einst in überschwanggeschwellten Jugendtagen, und gleich den Pappeln, die am höchsten gottan ragen,

mich jauchzend in den Sturmwind deines Atems hebe, mit jeder Faser, wurzelfest im Takte hebe, den auf und ab, den ab und auf im Sternentanz dein Herz schlägt.

Wenn du mich dann, sobald ich ganz genesen, Heimaterde, rufst zur Liebesfeier, dann will ich mich, wie niemals noch zuvor ein Freier

in deinen Schoß, den fruchtverlangenden, einwühlen

an deiner Gottesruhe Menschengluten kühlen, und — wie in einen deiner Seen — in dich sinken. Willst du, zum Unterpfand, von meinem Blute trinken,

nimm meinen Leib, nimm meine Seele. Jubelnd werde

ich dir das letzte Tröpfchen schenken, Heimaterde.

Felizitas

Eine Novelle

Von Carl Bulcke

Als ich neulich in einer Sommernacht, und die Linden dufteten, durch eine stockdunkle Straße ging, überholte ich ein Liebespaar, das langsam schlendernd in ein leises Gespräch verunken war, und hörte aus diesem Gespräch die Worte: „Jugend ist erbarmungslos.“

Es ist eine Kindheitserinnerung, die ich erzähle. Ich wuchs als Kind, Kind unter Kindern, Kaufmannsjunge unter Kaufmannsjungen, in Ostpreußen auf. Wir lebten ostpreußisch, wir dachten ostpreußisch, wir redeten ostpreußisch, wir kannten nichts anderes als Ostpreußen, und ganz weitab, beschämend weitab lag das große neue Kaiserreich, wo die Menschen anders lebten, dachten, redeten als wir, anders gekleidet waren, anders geartet, uns weit voraus in Geschmack und Ansichten. Wir, rechts hoch oben auf der Landkarte, wir in Königsberg hatten nur mit unserem alten Schloß aufzuwarten, um dessen Turm die Sperber und Taubenhabichte segelten, in dessen grohem Hof wir Jungen im Winter Schneeballschlachten schlugen, wir hatten die Grüne Brücke und die Speicherinsel, vor der unsere Handelsflotte lag, den Hans Sagen vielleicht noch, der holzgeschnitten, buntbemalt und klein weit hinten im Löbenicht oben auf einem Pumpenbrunnen stand (stand: denn eines Tages wurde er gestohlen), den Drosselfried, die alte Fogen und die hundertjährige Frau Fischer in der Wolfsgrube; aber damit war die Herrlichkeit zu Ende, und außerhalb der Stadt war dem verwöhnten Fremden an Sehenswürdigkeiten höchstens noch der Veilchenberg zu zeigen, von dem ich bis auf den heutigen Tag nicht weiß, wie er zu diesem Namen gekommen ist. Denn der Veilchenberg ist nichts anderes als eine ziemlich hohe und steile Sanddüne, auf der nie ein Grashalm geschweige denn ein Veilchen gewachsen ist. Drüber aber im Reich lag die Reichshauptstadt, die keiner von uns Kindern und kaum einer von den Erwachsenen kannte; denn man reiste damals noch nicht gern, und zudem war die Reise auf der Bahn anderthalb Tage lang; die Stadt Berlin, die wir aber doch alle bewunderten, die in unserer Vorstellung wie etwas geheimnisvoll Glitzerndes, zauberprächtig Funkelndes hochaufgebaut war, in der Bismarck und der alte Kaiser, die vielen berühmten Menschen

und die schönen Schauspielerinnen wohnten; da war ein Palast neben dem anderen, da brauchte man, höchst sagenhafte aber glaubwürdig verbürgte Geschicht, nur in die Küche zu gehn, an einem Hahn zu drehn und gleich floß das Wasser, soviel man wollte; da hatte man keine Petroleumlampen mehr und in den Schulen keine Unschlittkerzen, da hatte jedes Haus seine Gasbeleuchtung; da gab es Pferdebahnwagen, die auf eisernen Schienen liefen, da war Maskenball und festliche Freude bei Tag und Nacht. Ich war ein neunjähriger Junge, als auf einem Sonntagsausflug in einen Forst vor einem langen schmurgeraden Waldweg Onkel Rieß, der Spatzvogel der Familie, stehen blieb und sagte: „So, wenn wir hier diesen Weg gerade ausgehn, so kommen wir nach Berlin. Es kann Mitternacht werden, bis wir da sind, doch wir kommen dann gerade zur rechten Zeit. Denn um Mitternacht fangen die Leute in Berlin erst an, lustig zu werden. Wir suchen uns ein Hotel aus, wo es am vernüftigsten zugeht, wir fragen einfach am Brandenburger Tor den ersten besten Schuhmann, wir setzen uns hin, rufen den Kellner und bestellen, was wir haben wollen: Eis, Schlagsahne, Backpflaumen, dicke Milch. Wie wär es. Ich hätte Lust.“ Wir Kinder bettelten und schmeichelten: Wir wollten zu Fuß nach Berlin laufen, wir seien garnicht müde. Doch die Damen hatten Schuld, daß aus dem schönen Plan nichts wurde. Die Damen sagten, sie hätten Zeugfuß an und der Waldweg sei sicher morastig, und Tante Natalie sagte überdies: „Rieß, wenn Du schon nach Berlin kommst, mit Deinem ostpreußischen Mundwerk, und uns was zu essen bestellen willst, Rieß, Dich versteht ja dort doch kein Mensch.“ Das hat mich damals bitter gekränkt, daß wir nicht zu Fuß nach Berlin gegangen sind.

Neun Jahre war ich wohl alt und Feechen, — damals hieß sie noch Feechen, — war fünfzehn Jahre alt, sanft, blau und blond, fast schon so groß wie Onkel Eberhard und Tante Henriette, ging in langen Röcken, mir schwesterlich vertraut und herzlich von mir geliebt. Meine alte Mutter spricht noch heute gern davon, wie damals, als ich zur Welt kam als Erstgeborener, Feechen und ihre Eltern in unserer nächsten Nachbarschaft gewohnt haben, wie befreundet

ihre Eltern und meine Eltern waren, wie Feechen jeden Tag zu uns ins Haus kam, um mit mir zu spielen. Und ich weiß noch wohl, daß Feechen auf meinem ersten Schulgang mich begleitete, wie die Zwölfjährige mich, den Sechsjährigen an der Hand hielt und mit mir durch den Schnee stampfte, wie treu und gut Feechen war. Auf jene Wagenfahrt in den Forst aber besinne ich mich nur deshalb so genau, weil ich eifersüchtig auf Onkel Rieß war und mich ärgerte, daß Feechen nichts von mir wissen wollte.

Ach, Onkel Rieß. Ach, der lustige, der komische, der immer von tollen Einfällen besessene Onkel Rieß. Er hatte uns Kindern weiß gemacht, daß er der Clown im Zirkus gewesen sei, über den wir so gelacht hatten. Er hatte mir in den Kopf gesetzt, daß in Polen die Hunde nicht von links nach rechts und von rechts nach links mit dem Schwanze wackelten, sondern von oben nach unten. Er konnte alle Vogelstimmen pfeifen, er konnte die berühmten Schauspieler nachmachen, die bei uns im Stadttheater zu Gast gewesen waren, er verstand es, Sträußchen aus kleinen Glockenblumen, aus Schafgarbe und Walderdbeeren zu binden, die zierlichsten Sträußchen der Welt. Er hatte Frau und Kind, und eines Tages war er weg. Er hielt es bei uns nicht mehr aus, hatte er eines Tages gesagt. Darüber sind dreißig Jahre vergangen. Es weiß auch heute noch kein Mensch, wo Onkel Rieß geblieben ist.

So lebten wir fern von der Welt, wußten es nicht besser und waren ganz zufrieden. Aber einen kleinen Zusammenhang mit der Reichshauptstadt, auf den wir nicht wenig stolz waren, hatten wir doch. Das war Onkel Cäsar. Onkel Cäsar, der ein entfernter Verwandter von uns war, der ein großes, ein gewaltig großes Tier in Berlin war, der uns oft besucht hatte, als wir Kinder noch ganz klein gewesen waren, so daß wir Kinder eine schwache Erinnerung an etwas furchtbar prächtiges bewahrten; Onkel Cäsar, der uns jetzt Jahr für Jahr seinen Besuch versprochen hatte und doch niemals kam, Onkel Cäsar, den auch die Erwachsenen widerspruchslos anbeteten, Onkel Cäsar, der ein Junggeselle war und auf großem Fuße lebte, der gelegentlich Briefe schrieb, kapitale Briefe, die in Königsberg reihum von Haus zu Haus gingen. Man konnte nur flüsternd sich über diese Briefe unterhalten, so großartig war ihr Inhalt. „Als ich neulich beim Prinzen Friedrich Karl zur Tafel

war . . .“; „Mein alter Freund Eugen Richter deutete mir vertraulich an . . .“; „bei meinem letzten Aufenthalt in Paris konnte ich beobachten . . .“; „Auf einem Ball, den dieser Tage der wohl auch bei euch bekannte Kommerzienrat Ravené gab, hatte ich eine interessante Unterhaltung mit des Kronprinzen Kaiserlicher Hoheit, der incognito erschien war . . .“. Auch die Schauspielerin Jenny Groß kam oft in diesen Briefen vor, und Onkel Polte sagte dann immer etwas, was ich nicht verstehen konnte und worüber die anderen lachten. O, was haben wir alle diese Briefe angestaunt, was haben die Großen sich darüber ereifert, ob die Freundschaft mit Eugen Richter nicht etwa Onkel Cäsar in seiner überlebensgroßen Laufbahn hindern könnte, aus welchen Gründen der Kronprinz „des Kronprinzen Kaiserliche Hoheit“, auf dem Ball bei Herrn Ravené ausgerechnet incognito erschien war und welche hochpolitische Bandwürde es wohl mit dem Besuch in Paris auf sich gehabt haben könnte. Wir haben jedes Jahr im Januar, wenn die Ordensverleihungen in den Zeitungen veröffentlicht wurden, nach dem Namen von Onkel Cäsar gesucht und Heil der Regierung, wenn man ihn bedacht, Wehe der Regierung, wenn man ihn übergangen hatte. Jahr für Jahr wurde von uns aus Königsberg an Onkel Cäsar geschrieben, immer dringlicher und zärtlicher geschrieben, er möge doch nun endlich einmal wieder auf Besuch zu uns kommen. Er hatte immer etwas anderes vor. Bis er eines Sommers doch kam.

Es ist eine Kindheitserinnerung, die ich erzähle. Onkel Cäsar ist nun schon lange Jahre tot. Wir haben ihn daheim von Jahr zu Jahr auch nach diesem Besuch, denn später kam er niemals wieder, getreulich weiter bewundert, die Erwachsenen und die Halberwachsenen. Er war das Juwel der Familie und blieb es bis an sein seliges Ende. Heute, heute weiß ich längst, daß Onkel Cäsar zu jenen unglücklichen Menschen gehörte, die mit herauhängender Zunge als Räte zweiter Klasse zu hunderten über die Wilhelmstraße laufen, von denen auch wie anderswo immer nur zwölf auf ein Dutzend gehn und deren vergrämte Geistesverfassung in einer komischen Art von Selbsterhaltungstrieb sie dazu zwingt, harmlosen Mitmenschen Hände voll Sand in die weitaufgerissenen Augen zu werfen.

Im Sommer kam er, als wir alle, die verwandten Familien, wie jedes Jahr draußen

am Strand in unseren kleinen, bescheidenen Holzhäusern wohnten, inmitten unserer schönen, köstlich eingewachsenen Gärten, wir, die wir zu anständiger Heiterkeit eingelustt waren von dem Gesang unseres Meeres und gelabt von dem Tannenduft unserer Wälder.

Es gab eine gewaltige Aufregung, als Onkel Cäsar erschien. Es war auf das sorgfältigste überlegt worden, womit Onkel Cäsar erfreut werden könnte. Es waren Ausflüge, Bowlenabende, Gesellschaften, es war eine Fülle von Abwechselung für jeden Tag verabredet. Ich sah mich noch am Bahnhof stehen, als er kam. Ich sah noch den großen gelbbraunen Lederkoffer und ich weiß, wie es Eindruck auf mich machte, daß der aus dem Eisenbahnwagen aussteigende Onkel über den Stiefeln blendend weiße Gamaschen trug, die so tadellos neu waren, daß Onkel Polte meinte, er habe sie sicher erst fünf Minuten vor Einlaufen des Zuges umgebunden. Er enttäuschte auf den ersten Augenblick ein wenig, denn unser Abgott war ein untersegter behäbiger Herr geworden, der so etwa aussah wie König Eduard, der lustige siebente: ziemlich klein, wohlgepflegt, ergrauter Spitzbart, überaus elegant und auf eine fremde vornehme Art höflich. Er sagte zu meiner Mutter „meine gnädigste Cousine“, er sagte zu Onkel Polte „ich bin entzückt“, er stand gar mit abgezogenem Hut, als er mit dem Hausburschen verhandelte. Er war kaum in unserer Wohnung angelangt, als er bat, sich für ein wenig zurückziehen zu dürfen, und als er wieder zum Vorschein kam, wie sah er aus? Er war in einen gelblich-weißen Flanellanzug gekleidet, so daß Onkel Polte gleich zu meinem Vater sagte, er tat es freilich heimlich: „Du, Ernst, mit dem können wir nicht über die Straße gehn. Sonst denkt ganz Neuhäuser, daß wir uns einen Bäckermeister eingeladen haben.“ Denn das kannten wir natürlich noch nicht, solche weißen Anzüge. Ich könnte heute noch alles an ihm haarklein beschreiben, seine Uhrkette, seine Ringe, seine Schlippe, seine Art, mit verhaltener Stimme zu sprechen, seine Art, aus den Augenwinkeln zu beobachten, den Damen Schmeicheleien zu sagen, eine unpassende oder unerwünschte Frage mit schweigendem Lächeln zu beantworten. Ich war damals vierzehn Jahre alt.

Nach einer Woche wußten wir es alle: unser sorgfältiges Vergnügungsprogramm in Ehren: Baden? Wie? Im Ernst, jeden Tag kalt baden? Nein, nein, bitte verschont mich. Jetzt, in

dieser Hitze, gleich nach dem Essen einen Spaziergang machen? Zu Fuß? So, wie wir sind? Nein, nein, bitte. Onkel Cäsar hatte sich sein eigenes Vergnügungs-Programm ausgesucht. Rundheraus, er hatte sich in unsere Cousine Felizitas verliebt. Die Badischen kicherten, wir Jungs erzählten es uns in den Badezellen, die Erwachsenen hielten gemeinsam Kriegsrat, sobald Onkel Cäsar zu Mittag schlief: es war Felizitas, die das große Los gezogen hatte. Die Cousine Felizitas, die nach dem Tode von Tante Henriette zwei Jahre in der Schweiz gelebt hatte, die sanft und lustig war, eine zwanzigjährige Blonde, evangelisch blond, von der keinem von uns bisher aufgefallen war, daß sie so erheblich höhere Vorzüge vor uns anderen besaßen sollte. Denn wir anderen alle, das war bald zu merken, waren dem guten Onkel ganz gleichgültig, und bloß allein auf Felizitas kam es ihm an. Er bevorzugte sie mit Uebertriebenheit, er huldigte ihr ganz offen mit Schmeichelreden, mit Blumen und begeisterten Blicken. Alles, was von uns verabredet war, fand die Billigung von Onkel Cäsar nur dann, wenn Felizitas daran teilnahm. Das ging vierzehn Tage lang so: Wo Felizitas ging, ging Onkel Cäsar und trug ihre Jacke oder ihren Tennisschläger. Wo Felizitas saß, nebenan saß Onkel Cäsar und hatte onkelhaft seine Hand auf die ihre gelegt. Onkel Cäsar redete dazu sehr viel, Felizitas sagte kein Wort. Sie lächelte. Dies Lächeln habe ich aber erst viele Jahre danach verstanden, als ich in Italien war und auf den Bildern der Meister aus der Frührenaissance ihr Gesicht wiederfand. Kinder und Frauen haben dies unwissentliche Lächeln, das selbst im Ausdruck der Trauer nicht aus ihren Zügen schwindet, und ein Widerschein ist von der Heiterkeit ihrer Seele. Und vierzehn Tage ein flüsterndes hin und her: Welch unbeschreibliches Glück für Felizitas.

Eins war sehr merkwürdig, eins sahen wir alle mit hellem Staunen: Von Stund an, wo Onkel Cäsar sich in Felizitas verliebt hatte, blühte sie auf wie eine Blume. Mir ging es so, uns allen ging es so, es fiel uns wie Schuppen von den Augen: Diese Felizitas war wirklich eine Schönheit. Sie wuchs von Stund an über uns hinaus, sie war wie das Götterbild, das geheimnisvoll aufleuchtet, weil die Dampfwochen der Altäre ihm lieblich sind; sie nahm alle diese vielleicht auf Hoffesten und vor Prinzessinnen erprobten Huldigungen mit sicherer Anmut entgegen, sie wußte gar den

geistreich schmeichelnden Worten des verliebten Onkels mit spöttischer Zierlichkeit zu antworten. Felizitas, neulich noch gänzlich unbeachtet, Felizitas, neulich noch ganz wie alle anderen, sie würde nun Frau Geheimrat werden, sie würde bald mit Ihre Excellenz angeredet werden müssen, ihren Einzug in die Hauptstadt halten und bewahre nicht als Aschenbrödel. Wir waren zufrieden, wir fühlten das alle ganz genau: Cousine Felizitas würde uns in Berlin nicht blamieren.

Inzwischen wurde Onkel Eberhard geneckt. Unterhalb der Düne im Sande dicht vor der Brandung lag Onkel Cäsar in seinem gelb-weißen Bäckermeisteranzug, ausgestreckt auf ein schottisches Plaid, aufgestützt auf den linken Ellenbogen, und neben ihm saß aufrecht Felizitas, in hellblauem Waschkleid, ihren roten, breitkrempigen Schäferinnenhut neben sich, die Hände um die Knie geschlungen. Oben aber auf der Düne in der Strandhalle sahen die Onkels und spielten Karten. Mein Vater war auch dabei, und wir Jungen strichen herum und hielten Maulaffen feil. „Du, Eberhard, feiner Hund, Dein Herr Schwiegerohn. Ich würd ihm an Deiner Stell' zur Sicherheit erst nach der Hochzeit beichten, daß Du freisinnig wählst.“ Das sagte Onkel Polte. Und mein Vater sagte und spielte dabei darauf an, daß Onkel Eberhard als geizig galt: „Hilft Dir nichts, Eberhard. Der Kommerzienrat kostet zweimalhunderttausend Mark und ein Kirchenfenster im Dom extra. Mußt jetzt in den sauren Apfel beißen. So'n Schwiegerohn verpflichtet.“ Onkel Eberhard wurde ärgerlich: „Die Marjell is zwanzig und Cäsar is über die funfzig. Ich hab der Marjell von Anfang an gesagt: Du kannst machen, was Du willst. Aber wenn Du nachher heulst, so is das Deine Sache und nich meine.“

Nachher verzog ich mich, — unten hockte immer noch das Paar, oben spielten immer noch die Herren Karten, — mit meinem Vetter Harry Douglas in die Fichten, um Papryroski zu rauuchen. Ich hatte plötzlich ein brennendes Mitleid mit Felizitas. Harry war zwei Jahre älter als ich und ich fragte ihn um seine Meinung. Vielleicht war Felizitas furchtbar unglücklich. Doch Harry Douglas war verliebt in Lisbeth von Kries und äußerte sich ganz gefühllos: „Weshalb unglücklich? Ach, die is ganz vergnügt. Weshalb soll sie ihn nicht nehmen? Er ist ja doch ein großes Tier. Sowas lockt die Mädchen. Uniform oder ein Titel oder

viel Geld, auf was anderes kommt es ihnen nich an. Wenn sie bloß was haben, um sich zu pärchen. Natürlich nimmt sie ihn. Nachher heiratet sie nen andern. Das is der Lauf der Welt. Außerdem is er ja immerhin noch ganz rüstig.“

Eins war richtig: Unglücklich sah Felizitas nicht aus. Sie schien den Onkel wirklich gern zu haben. Mit jedem Tage kam die Entscheidung näher. Man hielt sich jetzt abwartend zurück, man ließ die beiden jetzt gern allein. Man sah auf der einen Seite niedergeschlagene Augen, halbe Blicke, lächelnde Freude, auf der anderen Seite jugendlich gewordene Frische, Schwung, verhaltene Glut, überlegene Beobachtung. Denn auch das war richtig: Onkel Cäsar sah auf einmal wieder jugendlich aus.

Es ging aber doch nicht alles so einfach, wie wir dachten. Die dritte Woche war vorüber, und es mußte da etwas Unerklärliches vorgefallen sein. Denn es geschah an jenem Abend, der die Entscheidung brachte, daß Felizitas hatte bestellen lassen, sie wolle zu Hause bleiben und erst nach langem Bitten und Verhandeln zugesagt hatte, dennoch zu erscheinen. Er war lebhafter denn je, er saß, umgeben von der ganzen Familie, zurückgelehnt in seinem weißen Korbstuhl, trug Lackschuhe und einen feierlichen schwarzen Anzug, die rechte Hand onkelhaft auf der Hand von Felizitas, und erzählte wie immer von seinem Leben. Es kam in jeder Geschichte irgend ein Prinz vor oder ein in der Politik oder Kunst berühmter Mann, Onkel Cäsar berichtete von einer überraschend witzigen Antwort, die er Bismarck auf eine Frage gegeben hatte, Onkel Cäsar erzählte ausführlich, wie es auf Hofbällen zugegangen. Doch Felizitas war an diesem Abend wie verwandelt. Sie sah aus, als hätte sie Fieber. Alle anderen lauschten ehrfürchtig, wenn Onkel Cäsar sprach, sie unterbrach ihn mitten im Satz, sie stellte seine Schlussforderungen in Zweifel, sie machte sich ganz offenbar über Onkel Cäsar lustig. Man konnte sehen, sie hatte Herzklöpfen und zwang sich dazu, ihn zu ärgern. Die Damen schwiegen und sahen Felizitas angstvoll an. Es sah so aus, als legte sie es wirklich darauf an, ihr Glück zu verscherzen.

Es gab an diesem Abend ein Gartenfest bei einem Verwandten, der den schönsten Garten von allen Gärten am Strand besaß. Es war eine dieser hellen heißen Nächte, die wir in Ostpreußen im Hochsommer haben, in denen

man keine Ruhe finden kann, in denen die Blumen ihren Duft verströmen, die roten Rosen, wie mit einer inneren Leuchtkraft begabt, in den Beeten glimmen, in denen die See aufrauschend stöhnt wie in unruhigem Schlaf. In dieser lauwarmen, treibhauschwülen und milchdunstigen Helligkeit der Nacht hingen rote Samplions in den Bäumen des Gartens und glühten wie Feuerbälle.

Und auf einmal war das Gesicht von Felizitas glutübergossen. Onkel Cäsar sprach eben mit würdigen Worten von dem Glück des Lebens. Es gäbe nur eine große innere Befriedigung. Das sei schwere Arbeit.

Was Felizitas jetzt tat, war etwas, wofür eine spätere Zeit den Ausdruck Flucht in die Öffentlichkeit gefunden hat. Felizitas lachte: „Wenn Sie zu mir von Glück sprechen, Onkel Cäsar, so fangen Sie gleich immer zu weinen an. Weshalb weinen Sie eigentlich immer gleich, Onkel Cäsar?“

Onkel Cäsar kam zu keiner Antwort. Die Damen fielen über Felizitas her. Sie sei noch zu jung, um mitzureden, sie wisse gar nicht, was sie spreche.

„O, ich weiß ganz gut, was ich spreche“, rief Felizitas. „Ich stelle mir unter Glück etwas

ganz anderes vor. Das habe ich Onkel Cäsar nun schon zehnmal gesagt. Er will es mir nur nicht glauben.“

In diesem Augenblick stand Onkel Eberhard auf und murmelte etwas, daß die Herren keine Zigarren mehr hätten. Onkel Polte erklärte, daß er sich einen Mantel holen wolle. Man könne sich leicht erkälten. Ob er nicht auch für Cäsar den Mantel holen solle.

„Was will er Dir denn nicht glauben, Felizitas?“ fragte jemand.

„Das ich ihn nicht heiraten will, das ist es. Er fragt immer dasselbe seit drei Tagen und fängt dann dabei zu weinen an. Das wird mir langweilig. Ich kann doch nicht einen ganz alten Mann heiraten.“

Sie erhob sich und trat mit gesenktem Kopf unschlüssig an ein Rosenbeet. Tante Nancy Douglas, die schöne, stellte sich zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter.

Es war eine unserer hellen heißen Nächte. Der Garten war überladen vom Duft der Linsen, der Levkojen, der Nelken und Rosen. Onkel Cäsar reiste dann bald ab.

Du bist herrlich, Jugend. Du bist schön und selig, Jugend. Herrlich, schön, selig und erbarmungslos.

Geburt und Taufe

Von Arno Holz

„Räthrin, er lebt!“
hatte niemand geschrieen.

Die Aspelten,

Mars wider Venus, Jupiter wider Uranus, Merkur wider Saturn,

mit allen hadernd,

Neptun,

Widder, Wassermann und Wage

sah man

so

nicht alle Tage,

Löwe, Steinbock und Skorpion, ach es war der reine Hohn,

standen drohend,

wehrten heftigst, winkten scheußlichst.

Ich protestierte, ich rebellerte, ich insorgierte,

ich

opponierte.

Aber!

Die
gute, alte brave,

emsig, geschäftige, rührige,
 meist
 mit einer großen, schwarzledernen, geheimnisvollen Handtasche,
 als in welcher eine
 Sprühe,
 einem roten, riesigen, baumwollenen Regenschirm
 und
 einem lila, selbstgestrickten,
 schrumpeligen, krumpeligen, pumpeligen Seelenwärmer
 bewehrte,
 bewaffnete und behaftete
 Frau
 Pommerähnke,
 die schon der ganzen Stadt, die schon dem halben Land,
 die schon
 so männlich
 ans Licht, an die Luft, in die Welt verholzen,
 hantierte,
 der
 feine, greise, hagestolze,
 stets
 „wie aus dem Ei gepellte“,
 stets wie der Tod aus Warschau aussehende, stets wie die Grandezza selbst sich bewegende,
 grau bezähnlinderte, weiß behandschuhte, blau bebrillengläserte,
 Doktor Piehdong
 gratulierte,
 Vater inspizierte, Mutter triumphierte,
 alles
 funktionierte!
 Pummsdick und rund! Rosbäckigst gesund!
 Volle
 neun Pfund!

* * * * *

Und als dann der Taufzug, fröhlichsten „Drangs“, Mutter in Spitzentüll mit drei „Volangs“,
 Vater in feierlichem Bratenrock, beangströhrt und mit Elfenbeinstock,
 dahinter
 in stattlich sich drängendem Block, Paten und Gäste, ein dreiviertel Schock,
 die Liedtkes, die Tiedtkes, die Ziedtkes, die Zorns,
 die Hebstreits und die Haberkorns,
 die Kluwes, die Struwes, die Druwes, die Brodiens,
 die Scharsenberg und die Lewertiens,
 die Kuhnkies, die Gruhnkes, die Ruhnkies, die Rieks,
 die Tuleweits und die Papendieks,
 kurz
 in festlichem Ornat,
 würdevoll und akkurat, jedes nach Gebühr und Grad,
 fast
 das ganze Patriziat,
 unter schallendem Frohlocken der frommen, braven Biederglocken,
 bei
 allerblaugoldigstem Sonnenchein,

Mob und Publikus
 hinterdrein,
 durch die tannenbestreute Kirchenstraße,
 Schritt für Schritt, Tritt um Tritt,
 markther
 sanktgeorgenwärts,
 es gilt hier mehr als Spiel und Scherz, „wild an die Rippen pocht das Männerherz“,
 ein Zitronenfalter, der flatternd flog,
 der flügelschlagend vorüberschwante, der schwankend schaukelte, zitternd bebte,
 die Szene
 malerisch belebte,
 langsam um die Ecke bog,
 plötzlich:
 Mutter fällt was ein!

Halt, das Ganze! Es muß so sein!

Starr
 stehen, die verwundert schauen,
 um nicht zu sagen „aus Stein gehauen“, so die Männer, wie die Frauen:
 die Liedtkes, die Tiedtkes, die Ziedtkes, die Zorns,
 die Hebestreits und die Haberkorns,
 die Kluwes, die Struwes, die Druwes, die Brodiens,
 die Scharfenbergs und die Lewertiens,
 die Kuhntkes, die Gruhnkes, die Ruhntkes, die Rieks,
 die Tuleweits und die Papendieks,
 kurz
 in festlichem Ornat,
 würdevoll und akkurat, jedes nach Gebühr und Grad,
 fast
 das ganze Patriziat!

Mutter,
 mich
 in meiner prangenden Pracht,
 mich,
 den großsperrangelweitaugen auf, vergnügt, kakelnd Krahlenden,
 mich
 ihr Küken,
 der ollen Pommerähnken,
 der treuen Seele, der lieblich Wackeren,
 der
 bewährten Pippelmutter,
 in
 die sofort rettend, offen, hilfsbereit entgegengesetzten
 Armebettend,
 und,
 Tipp, Tapp, Stuhlbein,
 also nun nehmen Sie schon den Schlumps, einen Augenblick, ich komme gleich,
 durch die Menge, durch die Leute,
 durch
 die wie vor den Kopf Gestoßenen
 kouragierte, energisch,
 tatkräftig, entschlossen, zielbewußt,

zurück
in die Apotheke,
es
„war eins“!

Ein Junge,
dem man bei der Taufe,
heimlich,
verschmitzt, unauffällig,
eine Feder,
einen Bleistift oder einen Gänsekiel
in
das Mülljäckchen,
in die Windelhosen oder in das Steckkissen steckt,
wird
„was Berühmtes“!

.

Und,
nach dann kaum fünf Minuten schon,
in
der Kirche,
unter dem Segen des Pfarrers Dreschow,
während die Orgel den Herren tönte, während alles klang und dröhnte,
während
man mich mit Namen krönte,
um mich,
den kleinen Naseweis,
in dicht sich zirkelndem, schnirkelndem Kreis,
ja,
so seis,
die Liedtkes, die Tiedtkes, die Ziedtkes, die Zorns,
die Hebestreits und die Haberkorns,
die Kluwes, die Struwes, die Druwes, die Brodiens,
die Scharfenbergs und die Lewertiens,
die Kuhnkes, die Gruhnkes, die Ruhnkes, die Rieks,
die Tuleweits und die Papendieks,
kurz
in festlichem Ornat,
würdevoll und akkurat, jedes nach Gebühr und Grad,
fast
das ganze Patriziat,
schräg ich plötzlich auf und
stöhnte,
worauf ich erheblich
klöhnte,
denn mich stach,
zwar nicht der Haber, doch ein äußerst spitzer Haber,
mit der Aufschrift:
Numero
Eins!



Die Verlassene

Von Katarina Botsky

Die Mamsell saß allein in der düsteren, weiten Küche. Die fleižigen Hände ruhten schlafend im Schöß, und die Blicke ruhten in der schwülen Lampenflamme unter der Decke, die die trübe Dunkelheit nicht zu durchdringen vermochte. Wie eine tropische Giftblume glühte die Flamme in der alten Lampe unter der geschwärzten Decke. Es war sehr still, nur das Meer ließ seine drohende Stimme ohne Unterlaſſ in der Dunkelheit ertönen. Woran dachte die Frau in der Küche? An Wollust und Tod. Mit den Blicken gab sie sich der roten Flamme hin, mit den Gedanken dem Meer. Durch das offene Fenster kam ein Duft von Regen und Rosen.

Auf dem Küchentisch lag ein Badelaken. Und ein Messer. Und eine goldene Kette, noch ganz warm von dem Busen der Frau. Das Messer steckte sie in die Tasche, die Kette warf sie in die Schublade, dann nahm sie das Badelaken und ging hinaus.

Es war Herbst, und es war kalt; aber die letzten Rosen blühten noch auf den Beeten. Zart traurig war ihr Duft in der herbstlichen Finsternis. Das große Schlafengehen der Natur war berauschend für den, der sich ihr ganz hinzugeben verstand. Der süßliche Geruch von Verwesung, der aus jedem Blätterhaufen aufstieg, erregte die Nerven zu einem krankhaften Sehnen nach Vernichtung. Der Garten hatte enge Tannenwege, die die Winde nicht zu passieren vermochten; sie zogen nun über sie hinweg wie klagende, seufzende Geisterherden. Am Ende des Gartens, wo die Düne zum Strand herunterglitt, führte eine Holztreppe hinab. Fast lautlos stieg die weißgekleidete Frau die Treppe herunter. Die Augenlider tief gesenkt, sah sie doch das schiefgräue, das schaumgekrönte, das wild sich wälzende Meer. Sie schwankte und schauderte.

Wie eine feierliche Warnung erhob sich die Stimme des Wassers vor der sich Entkleidenden, und wie eine zynische Fräule grinsten ihr das breite Gesicht des Mondes durch jagende Wolken Verachtung zu. Ein Marienblatt fiel aus ihrem Korsett. Sie vergrub es gleichgültig mit dem Fuß im Sande. Dieses Marienblatt war auf einem winzigen Grabhügel gewachsen, in einer Ecke auf einem kleinen Landfriedhof, über den ebenfalls der Meerwind zog. In dieser Ecke gab es drei solche winzige Hügel, nicht größer

als Hundeäbler, und auf jedem blühte eine feuerrote Kaiserkrone, an deren Stengel große magere Spinnen herauf- und heruntertanzen. Die Frau dachte an die Spinnen und an die drei kleinen Leichen unter den Hügeln, die ihr Eigentum waren, ihr ganz allein gehörten. Die Väter der kleinen Toten hatten sich bei Zeiten gedrückt. Und der vierte Vater, er, dessen Kind erst nach Monaten leben und begraben werden konnte, hatte sich nun ebenfalls gedrückt. Und er war ihr der liebste gewesen von allen.

Der Sturmwind riss an ihrem Hemd und an ihrem schwarzen Haar. Laut auflachend, denn sie hatte Rum getrunken, legte sie auch das Hemd ab und schleuderte es ins Meer. Die nächste Woge warf es ihr verächtlich wieder zurück. Der Koloß ließ die Arme hängen und starre stumpfsinnig ins Wasser. Ähnlich einem großen Orang-Utang, ähnlich der ersten Eva der Welt stand diese Frau vor dem Meer. Langsam ging sie hinein.

Der Tod kam auf sie zugewandert in der Gestalt einer hochgeschwollenen, schwarzen Woge. Mit kleinen Kinderschritten, die Hände mit gespreizten Fingern weit vom Körper gestreckt, ging sie ihm keuchend entgegen. Während das dunkle, eisige Wasser schlängelgleich an ihrem weißen Fleisch herauf- und herunterglitt — so wie die Spinnen an den Kaiserkronen — und sie ernüchterte.

Plötzlich durchzuckte sie Todesangst wie ein starker elektrischer Schlag. Die gläserne Wand war nicht mehr weit und zog ihr tönen entgegen. „Ach Gottchen, was tu ich hier?“ kreischte sie im Flüsterton. Mit beiden Händen ihre gewaltige Brust umklammernd, in der das große schwere Herz wie ein Hammer klopfte, sich gewissermaßen an sich selbst festhaltend, ein verzerrtes Staunen auf den Lippen, stand sie einen Augenblick Aug' in Aug' mit dem Tode: erstarrt, dann stieß sie einen heiseren Schrei aus und stürzte zurück. Wie eine Löwin kämpfte sie mit den Wogen um den Strand, den sie schon aufgegeben hatte.

Dann lag sie im Sande mit dem Gefühl eines Menschen, der, aus dem Reich des Todes kommend, in dieser Welt nicht mehr Befehl weiß. Sie lag ganz still, nackt und naß wie sie war, und starre betäubt auf den Streifen altgewordenen

Abendlichtes, den die gegangene Sonne am Himmel zurückgelassen hatte.

Was war das dort? Was war das hier? Was war alles?

Wie die erste Eva der Welt lag sie nackt im Sande und wußte nicht Bescheid zwischen Himmel und Erde. Aber dann merkte sie langsam, daß sie fror, dann merkte sie langsam, daß sie nackt war und begann sich ihrer Nacktheit zu schämen. Schon bekam sie Sehnsucht nach Kleidern und nach der Wärme des Lebens und der Liebe. Die Frau zog das nasse Hemd an, starre die übrigen Sachen ratlos und stumpfsinnig an, hob sie auf, auch das Badelaken, das den Leuten hatte sagen sollen, sie sei beim Baden ertrunken, und begab sich mit dem Bündel unterm Arm, so wie sie war, im Hemd, nach der Gartentreppe. Es konnten noch Leute im Garten sein, sie dachte daran; aber die Gefahr, der sie soeben entronnen, ließ ihr die Möglichkeit einer Begegnung mit Menschen noch als etwas Belangloses erscheinen. Sie bewegte sich auch ganz langsam durch die engen, feuchten Tannenwege. Der

Gang zum Tode schien ihre Glieder gelähmt zu haben, und dann sieht auch niemand dem Tod ins Gesicht, ohne daß ihn dessen Größe nicht adelt — sei es auch nur für kurze Zeit. Die Frau hielt es nicht für schicklich, nach dem, was sie durchlebt hatte, zu laufen.

Im Hause waren noch einige Fenster hell. Einige der nicht mehr zahlreichen Badegäste, die noch hier wohnten, hatten noch Licht in ihren Stuben, und in einem Gartenzimmer wurde noch Musik gemacht. Lieblich und dünn zogen süße Töne aus dem halbdunklen Raum. Der Koloß blieb stehen und lauschte. Der Platz vor dem Gartenzimmer, dessen hohe Fenster nur Geißblatranken verhängten, war groß und frei und vom Mondlicht unruhig erhellt. Wie eine nackte weiße Marmorstatue, wie die Verlassenheit selbst stand die Lauscherin in ihrem klebenden Hemd vor den Fenstern, das Gesicht in eine Hand gelegt, das Kleiderbündel schlaff in der anderen und weinte. So weint jemand, der erkannt hat, daß sein Traum vom Glück für immer ausgeträumt ist.

Galgenbrüder

Nach einer Ordenschronik des 15. Jahrhunderts

Von Paul Enderling

Der Fischermeister von Angerburg hat mir diese erschreckliche Geschichte, die aber gewißlich wahr ist, erzählt. Es war kurz vor der Schlacht bei Tannenberg, anno 1411, allwo der edle Hochmeister Ulrich von Jungingen Leben und Herrschaft an die Polen und Tartern verlor.

Ich sehe die Stunde vor mir, als sei es gestern gewesen. Im Ofen knisterten die Scheite der Tannen und Buchen. Durch das werg-verstopfte Fensterlein blies der Nordost. Auf dem Ofenbord hockte eine schwarze Käze. Ich konnte lange nicht ermessen, ob sie ausgestopft oder lebend war; so reglos saß sie da. Bis sie endlich den Kopf wandte und uns mit ihren grünen, gläsernen Augen anstarrte — Böse. Feindlich. Wie der Bote dessen, vor dem man drei Kreuze schlägt . . .

Der Fischermeister tat einen tiefen Zug aus dem Glas, darin der gewürzte Wein dampfte, und begann: „Eben da ihr mir von dem lästerlichen Luxus der Städter spracht, mußte ich an die Bekanntschaft denken, die ich gemeinsam mit einem befreundeten Pfarrherrn mache. Wir hatten einen Handel abgeschlossen und „begossen“

den Kauf. Der Trunk geschah nun in dem alten Gasthaus des Städtchens, in dem auch ein junger, ziemlich wüster Gesell saß, der seit einigen Tagen hier verweilte, ohne daß man mehr von ihm wußte, als daß er Balthasar hieß. Dieser neckte uns und vermaß sich kecker Worte, also daß wir ergrimmten und der Pfarrherr ihn einen Narren hieß.

Darauf stieß der Gesell seinen Steinkrug mit Wucht auf den Tisch und schrie: „Das wollen wir und dein Gaul noch heute ersehen, wer ein größerer Narr ist: ihr oder ich!“ Sprachs und ging von dannen.

Der Pfarrherr achtete zwar seiner Worte nicht sonderlich, ging aber doch auf mein Zureden, der ich dem Balthasar mancherlei Arges zutraute, in den Pferdestall, wo das neu gekaufte Pferd an der wohlgefüllten Krippe stand, und hieß die Knechte, doppelt scharf das Tier zu bewachen.

Er blieb bis zum Abendessen, ließ das Pferd satteln und ritt seinem Wohnort zu. Auf dem Landweg, etwa eine Stunde von der Stadtmauer, sah er unter einer knorriegen Linde einen

elenden verlungten Menschen liegen, der kläglich winselte, also daß einen Stein hätte erbarmen mögen.

Der Pfarrherr fragte, wie er ihm helfen könne, bekam aber zunächst nur Klagen und Stöhnen zur Antwort. „Auf, Bruder, auf! — rief er da — mache dich eilends zur Stadt, ehe die Nacht vollends hereinbricht und dich gar die Wölfe zerreißen!“

Der Daliegende sagte unter Wimmern: „Ach, lieber Herr, es waren böse Buben ihunder hier. Die haben mir meine Krücken, derweil ich schlief, auf den Baum geworfen. Nun muß ich hier elend verderben, denn ohne Krücken vermag ich keinen Schritt zu gehen.“

Der Geistliche erbarmte sich seiner, sprang vom Pferde und gab es ihm am Zügel zu halten. Dann zog er seinen Reiterrock ab und kletterte auf den Baum, um die Krücken herabzunehmen, die wirklich dort lagen.

In diesem Augenblick sprang der Schalk unten auf, bestieg das Pferd, zog sich den Reiterrock über und rief dem Helfer zu: „Siehst du nun, wer der größere Narr von uns Beiden ist, Pfäfflein?“

Jetzt erst merkte der Pfarrherr, daß es unser Balthasar aus dem Krüge war, der ihn so schämlich hintergangen, und den er nicht erkannt hatte, weil schon die Dämmerung hereingebrochen war. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als dem lustig Davonreitenden Drohungen und Schelwtorte nachzurufen und seufzend zu Fuß nach Hause zu gehen.

Die Strafe für die Uebelstat ließ aber nicht lange auf sich warten: noch ehe der Monat um war, fiel Balthasar den Dienern des Ordens-Komturs in die Hände, und er wurde für seine Schelmenstücke, deren jetzt noch mehrere an den Tag kamen, aufgehängt. Er hing an dem Galgen, der auf dem Hügel westlich der Stadt steht, recht sichtbar, guten Bürgern zur Sicherung ihrer Nachtruhe, den Erzschelmen aber als mahnendes Exemplum.

Des anderen Tages nach der Richtung begab es sich, daß etliche Edelleute, die tüchtig bezeichnet waren, gegen Abend dort vorbei ritten, wo Balthasars starrer Körper im Winde schwankte, von einer Wolke schwarzer, kreischender Raben umgeben.

Alle wußten etwas von der List und Behendigkeit des Diebes zu erzählen und sie bedauerten, daß sie nun nicht mehr von seinen Taten würden hören können, da die Angerburger so kurzen Prozeß gemacht hatten.

Der Leichtfinnigste unter ihnen, ein Mensch, der mehr dem Trunk als dem Gebet oblag, ritt zum Galgen empor, scheuchte die Raben fort, verbeugte sich spöttisch vor Balthasar und sagte: „O du behender und kluger Dieb, von dem man soviel Lustiges erzählt, komm auf Donnerstag abend neun Uhr zu mir zu Gast und erzähle mir von deinen Streichen! Bringe auch deine Gesellen mit. Sie sollen alle wohl bewirtet werden.“

In diesem Augenblick schien es, als ob der Tote die Augen verdrehte und mit dem Kopfe nickte. Aber es war wohl der Wind, der den Leichnam hin und her bewegte . . .

Wenigstens merkten die Kumpane nichts davon, ritten vielmehr laut lachend weiter und redeten den Weg über von der wunderlichen Einladung.

Auf den Donnerstag aber, Schlag neun Uhr, als der Edelmann unter der Einwirkung eines schwer gewürzten Trunkes in tiefem Schlafe lag, kam Balthasar mit zweien andern in Kutten und klopften bei ihm an. Sie grüßten höflich die herauseilende Frau und sagten ihr, sie solle den Junker wecken, denn er habe sie zu Gast geladen.

Sie erschrak fast hart, ging — im Gesicht weiß, wie der MörTEL hier an der Wand — zum Ritter und vermochte zuerst nicht den Mund zu öffnen. Endlich rüttelte sie ihn wach, machte ihm bittere Vorwürfe und erzählte, was für Gäste seiner in der Stube warteten und was sie wollten.

Er fasste sich schnell, erhob sich, hieß sie willkommen und ließ an Speise und Trank vorsehen, was in der Eile möglich war.

Sie aßen und tranken schweigend. Der Junker, der anfangs an einen Scherz seiner Freunde, dann an einen Ueberfall des Teufels gedacht hatte, mußte allmählich einsehen, daß seine Gäste wirklich die waren, die noch gestern am Galgen der Stadt gehangen hatten.

Endlich sagte er zu dem Pferdedieb: „Lieber, ihunder ist mirs nicht lächerlich. Doch ist früher ob deiner Behendigkeit viel gelacht worden. Sage mir doch, wie du sie verlangt hast, so du doch nur ein gewöhnlicher, grober Mensch bist?“

Da öffnete Balthasar den Mund und sprach mit hoher Stimme, die schauerlich in dem Saale widerhallte: „Wenn der Satan siehet, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt und seinen fleischlichen Lüsten und Begierden anhanget, hat er bald Gewalt über ihn und er kann ihn leicht

lich behend machen? — sitemalen die Schrift sagt, wie die Kinder der Welt in ihren Geschäftien wichtiger seien denn die Kinder des Lichts."

Dem Edelmann lief ein Schauer über den Rücken und er fragte nichts mehr.

Bald darauf standen sie auf, dankten für das Mahl, und Balthasar sprach langsam und feierlich: „hiermit bitten wir auch euch an das Holz, wo wir um unserer Misserfolg willen getötet werden! Da sollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach! Und dies soll sein heute über vier Wochen. Merket euch den Tag!“ Also schieden sie von ihm und waren nicht mehr zu erblicken...

Der Edelmann war zuerst hart betrübt. Aber als er es mit seinen Freunden besprochen und mancherlei Trost erfahren hatte, lachte er über die Einladung des Diebes. Denn er dachte niemand zu bestehlen, dieweil er mit Glücksgütern reichlich gesegnet war, und er rechnete sich zudem aus, daß der besagte Tag Allerseelentag war, an dem man um des Festes willen nicht zu richten pflegt. Er lebte weiter wie bisher in Saus und lud eifrig seine Kumpane zu sich, um, wie er sagte, Zeugen bei etwaigen absonderlichen Geschehnissen zu haben. Und allmählich vergaß er in dem ewigen Freudentaumel ganz der Prophezeiung.

Da geschah es, daß die Scharen des grausamen Räubers Greger Mattern ein Fähnlein Ordensreiter überfallen und den Hauskomtur Eberhard von Emden erstochen hatten.

Der neue Komtur befahl, fortan, wo man immer einen dieser Räuber und Mordbuben anträfe, ihn straß zu fangen und ohn' alle Audienz zu richten. Und Tag und Nacht waren Ordensreiter unterwegs, um auf den Mörder zu fahnden, der noch in der Gegend weilen sollte.

Am Allerseelentage nun setzte sich unser Junker auf sein Roß, um einen Freund zu besuchen, mit dem er zu zeichnen gedachte, denn es gelüstete ihn, gerade an diesem Tage sich zu verlustrieren, weil er des Bannes los und ledig zu sein glaubte.

Aber als er über die Felder dahinritt, wurde seiner das Volk des Komturs gewahr; und da sie nach der Beschreibung in ihm den gesuchten Mörder zu erkennen glaubten, auch deuteten, es sei des Getöteten Pferd und Kleid, ritten sie flugs auf ihn zu und stellten ihn.

Da er sich heftig gegen die Gefangennahme sträubte, entstand ein Handgemenge, in dem er einen jungen Edelmann, der des Komturs Freund war, niederstach.

Im Nu ward er da entwaffnet. Es half ihm nichts, daß er seinen Namen sagte. Sie glaubten ihm nicht, sondern schrien: „Fork mit ihm, ehe denn seine Spießgesellen kommen und sich seiner annehmen!“ Denn sie vermeinten, er wolle nur Zeit gewinnen.

Sie gaben einem armen Littauer Geld. Der übernahm das Amt des Nachrichters und hängte ihn an denselben Galgen, an welchem vordem der Pferdedieb Balthasar und seine anderen nächtlichen Kumpaten gehangen hatten...

Der Fischermeister trank sein Glas leer. „So ist dieser Junker in der Blüte seiner Sünden ohne Beichte dahingerafft worden. Und ist dies ein erschrecklich Exemplum, sich vor aller Völker zu hüten, ansonsten man für den ††† Teufel einen gar fetten Braten bilden wird!“

Ein Geräusch ließ mich zur Seite blicken.

Die schwarze Käze hatte sich erhoben und redete sich. Ihre struppigen Haare standen felsam ab. Und als ich in ihre grün-glasigen Augen sah, die starr auf mich gerichtet waren, dünkte es mich, daß sie böse lachte...

Am offenen Fenster

Ruhend unter uns das Land.
Groß vor blauem Hintergrunde
geht der Schlaf nur noch die Runde,
wo die Wehre unverwandt
rauschen des Vergessens Kunde.

Und um Deine meine Hand
laß getrostet uns beschließen
Tag und was wir Schicksal hießen —
Alles, was uns unbekannt,
will nun quillend übersließen.

Horch! Bisweilen aus der Ferne
wilder Gärten locht ein Hall,
reifer Früchte dunkler Fall —
Doch gelassen ziehen Sterne
sichtbar wieder durch das All.

Eichen*

Von Johannes Schlaß

Teutoburger Wald. — Osning oder Osneggi, wie er im Altertum hieß. — Os = Gott, Osena = der Götter, eggi = Egge Gebirge. Und Osning, Osneggi = Göttergebirge. Und auf ihm, hoch von der alten Grotenburg aufragend, das mächtige eherne Standbild Hermanns, des Befreiers, mit seinem hoherhobenen Schwert, dem Weiser des Bishierherundnichtweiter alten Familien-, Heim- und Bauernwissens, das fromm keinen anderen und weiteren Ehrgeiz kennt als Heim, Herd und Familie, treuest wahrhaftiger Achse und Herrscherin von Menschheit und Welt. Wissen, Nichtandersundbesserwissen des ewigen, fromm, rauh und gut seiner Scholle verwachsenen Bauern, Sachsen und Sassen. Wahlich, die Welt müßte untergehen, wär' es anders. Und schon droht sie unterzugehen, da es anders scheint.

Niederdeutsches Land: Ich liebe deine Landschaft mit ihren Eichen und ihrem knorrigen Eichengepräge, und doch so schön, so zart, so tief undträumerisch, in sich gehalten, so voller Tiefe und Gesichter.

Denn deine Seele bestimmt sich durch den knorrig-kraus-festen, herb-herzhaften Linienzug des Eichengeästes. Jedweder andere Baum, jed' Gebüsch, wie alles, von der Höhe des Gebirges aus, dem Blick gegen die Horizontweite hin zusammengeht in krause Einheit endlosen Waldes, erscheint hier der Eiche, Deutschlands und deutschen Volkswesens Baum und Sinnbild, wundersam angeglichen.

Sieh die Umriffe des Waldgebirges, wie es, in der Richtung von Nordosten gen Südwesten, von Bevergen bei Rheine, nahe der holländischen Grenze, sich hinzieht bis etwa Feldrom und der Velmerstoot südöstlich von Detmold, über Ibbenbüren, Tecklenburg, Lengerich, Lienen, Iburg, Hilter, Dissen, Borgholzhausen, Ravensburg, Halle i. W., Steinhagen, Bielefeld, Oerlinghausen und die Dörenschlucht. Zwei, drei parallel laufende Rücken, durch Quertäler in eine Reihenfolge langgestreckter Hügel aufgelöst. Sie bauen sich auf aus Neokomsandstein und Plänerkalk (Cenoman und Turon). Manche Brüche, Verwerfungen und Senkungen haben sie wohl zu bestehen gehabt und überstanden. Und so hast du nicht die sanft große Kontur etwa des Thüringerwaldes, sondern eine Linie, die Kanten, Ecken, Unebenheiten zeigt. Oft bildet das Kalkgebirg lange, kahle Höhenrücken,

oder es ragen höhere Kuppen über die niedrigen Hügelsreihen empor. Oft schroffe, kahle Hänge und Wände, wo das Gestein zu grotesken Klippen verwittert ist (Dörenther Klippen und Eternsteine). Nadelholz, Kiefern und Fichten, heidekräuter drunter, Preisels- und Heidelbeerpolster. Das Kalkgebirg trägt Laubwald, Buchen und Eichen. Lerchensporn drunter, Waldmeister und Brombeeren, doch auch Tollkirsche und Eisenhut; Orchideen, Weidenröschen, Gaisblatt.

Eichen!

Von einer Abendwanderung heimkehrend, treff ich draußen auf einen großen Eichenkampf; daneben, einsam im weiten Gelände, das Gehöft.

Die untergehende Sonne taucht die rauhe Borke, das mächtige Geäst, das grüne Laub in seine bronzenen Glüten.

Hochauf ragen sie, mit einer gewissen gedrungen-kernigen Schlankheit, in den Sommerhimmel hinein.

Wie klar alles zusammstimmt! Der randgewellte Umriss der einzelnen Blätter, sich zu dichten krausen Massen einend, zwischen denen der grauborkig-rissige, kraftgewundene Bug der mächtigen Äste hervorblüht, schwer, gedrungen empor sich windend, drehend, zum Licht, und doch klar rund. Die breite, gerade, rauhfurchige und doch flächeneinheitliche Säule des Stammes. Unten die gewaltigen Wurzeln zwischen Gras und Kraut aus dem Erdboden hervor sich andeutend.

Wie alles seine mächtige Kraft bei sich behält, bei sich hat, gedrungen zäh in sich selbst gefaßt!

Aber sprech' ich von Eichen und Bergumrisse? Oder sprech ich von Seele, Seele?

Mein Volk, ich sehe deine Unwillkürlichekeiten, sehe die untrüglich sichere Bürgschaft deiner unvergänglichen Dauer.

Ich sehe die verbürgende, fromm harrende, kraftsparende kraftbeisichbehaltende Grenze deiner Leiden und deiner gerecht abwägenden Geduld.

Ich sehe die untrüglich Bürgschaft deiner Erhebung und deines neuen Aufstieges, den heiligen Vorschritt deiner unveräußerlichen, durch nichts zu erschütternden Gottberufung und ihrer Menschheitsaufgaben!

* Aus einem demnächst erscheinenden „Dingsda“-Buch.

Von der blühenden Stille

Von Franz Alfon's Gandy

Wer weiß im Zentrum der Großstadt viel vom blühenden Lenz, vom reisenden Sommer, von der blauen und grünen Welt — felderweit, waldesstill, blüten- und erntefroh? Ueber die grauen und engen Steinstraßen dröhnen und heulen Wagen über Wagen, hasten Menschen, vertieft in kleine und kleinste Geschäfte und Nöte und Zufriedenheiten, wirbelt Staub und Benzinstank die heiße, stickige Luft zu einem herzbedrückenden Gemisch — während die Augen ausdruckslos nur ein Bild widerspiegeln: graue Häuser — graue Luft — graue, steinige Erde —. Diese müd' gewordenen Augen, die nie über sich schauen — die lohenden blaugoldenen Unendlichkeiten.

Bettler stehen grau und verfallen, Zeitungen brüllen in großen Lettern Nichtigkeiten als Sensationen über die Straße, brüllen Not und Mord, Völkerhass und klägliche Politik in die Augen, in die stumpfen Herzen.

Da öffnet sich jäh die Straße und ein Platz ist da, klein und von Bäumen bestanden, mit einem Kreis Rasen, auf dem Tulpen und Hyazinthen Träume voll Farbe und Duft und Zartheit ausströmen, und hinter den Bäumen ragt hoch eine alte Kirche, um die sich ein grüner Kranz von Fliederbüscheln schmiegt.

Wie leuchten diese lebenden Farben in dem toten Grau ringsum! Wie glänzt hier das Blau des Himmels, aus Seligkeit geweht, doppelt tief über der kleinen grünen Insel —. Wie ist der

Lärm von Maschine, Mensch und Tier abgeebbt zu einem fernen Rauschen in diesem Winkel —.

Ach, das in den Großstadt-Alltag eingesagte Herz sprengt die engen Wände —, hingegeben diesem Wechsel von Stille und Farbe flammt Gewissheit und Sehnsucht auf: da draußen vor den Mauern und letzten Straßen blüht in prangenden Farben weich und zart wie Frauenmund und Kinderblick — Stille —.

Blühende Stille — —

Nur ein paar Minuten . . . die Geschäfte drängen — da ist wieder die ewige Straße, grau und eng, wieder zerrissener, geller Lärm, Dumpfheit und Härte.

Und doch blieb in den Augen von der kargen Winkelstille, von dem bißchen Garten etwas haften, im Herzen wiegt sich unter besonntem Blau weiß und violet Flieder auf und nieder, und Bäume werfen wunderbare Blatt- und Zweigsilhouetten auf den hellen Rasen — — daß die Lippen noch nachgenießend lächeln und die Augen schweißend mit den sonntäglichen Wolken — bis zur nächsten Giebelreklame ziehn.

Schmerzlich aber kehrt die Sehnsucht wieder in den Sarg zurück —: daß da unerlebt, ungelebt Tage kommen und gehen, flutenden Lichts erfüllt, tief vom innersten Sang blühender Stille durchklungen, daß da ein Garten blühender Stille träumt — dessen wundersame Blüten vergeblich dieser Seele harren.

Des Katenbauers Heimgang

Von Franz Mahlke

Die einsame Kate trauert hinterm Dorf wie eine gichtgekrümmte Alte. Ihr bronzenfarbener Strohhut ist ganz zerburstet. Die grünen Arme des Lindenbaums breiten sich schützend über die trauernde Großmutter.

Der Wind winfelt um das Gepföhle, weil er mit der blauen Fahne nicht spielen kann, die der Katenbauer sonst aus dem Schornstein wehen läßt. Er springt auf den moosigen Strohhut und guckt in den Schornstein hinein. Das Kamineuer ist gestorben.

Mit zitternden Händen trommelt der Wind

an das Katenfenster. Er zerbricht eine grün schillernde Scheibe.

Da sitzt der Katenbauer vor dem alten Bibelsbuch. Das Kinn ist ihm tief auf die Brust gesunken.

Der Wind röhrt mit sanfter Hand an die Schulter des frommen Träumers. Aber der Alte regt sich nicht. Seine starren Finger liegen auf dem Bibelblatt und da steht: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen...“

Da stürzt der wandernde Geselle weinend hinaus und erzählt den Dorfleuten die traurige Geschichte.

Einleitende Worte zum „Strom“

Von Max Halbe

In frühen Aufzeichnungen des Verfassers von allerlei bemerkenswürdigen Ideen, Einsäßen, Motiven findet sich auch die Notiz: Wahnsinniger, der einen Deich durchsticht. Der Verfasser entdeckte sie, als er im Spätherbst 1902 eines Tages in jenen alten Papieren blätterte. Es war nach der Ablehnung seiner Dichterkomödie „Walpurgistag“ im Münchener Schauspielhause, die einer hochmögenden Kritik wieder einmal und abermals Veranlassung geschenkt hatte, dem Verfasser selbst und der Öffentlichkeit die hoffnungslose Fragwürdigkeit seines Talentes darzutun und den ganzen literarischen „Fall“ schließlich mit dem Verdikt „Gerichtet“ zu den Akten der Zum-Tode-Verurteilten zu legen.

Der Verfasser bekannte unumwunden, daß er jenen kritischen Vernichtungsspruch durchaus nicht mit der still lächelnden Gemütsruhe aufnahm, mit der er etwa heute auf ihn zurückblickt, sondern daß er wochenlang mit recht wunder Seele umherlief und ernstlich beschloß in sich zu gehen, soweit solches für einen ordnungsmäßig Hingerichteten überhaupt noch in Frage kam.

In diesem Zustande geschah es, daß er auf jene alte Notiz stieß und sofort im Innersten sich von ihr ergriffen fühlte. Vielleicht war es eine verwandte Stimmung des Augenblicks, die sich mit der Wahnsinnstat der Notiz identifizierte. Das Aus-der-Haut-fahren-wollen eines vom Leben Geschundenen und Misshandelten. Die Raserei des unheilbar Enttäuschten und Verratenen. Der Fluch des Gläubigen auf den Glauben, des Treuen auf die Treue, des Liebenden gegen die Liebe. Die rächende Tat des Enterbten, des Anarchisten, der den Schußwall der menschlichen Gesellschaft zerstört und das alte Chaos hereinbrechen läßt, sich selbst und allen anderen zum Untergang. So wurde die Gestalt des Jakob geboren. Der Neinsager aus Bejahrung.

Und mit ihr und durch sie und aus ihr, wie Pallas aus dem Haupt des Zeus, der Andere, der Gegenseitliche, der Verteidiger, Schützer dessen, was auferbaut ist, Staat und Gesellschaft zu verteidigen und zu schützen, der Jasager und sei es durch Schuld und Verbrechen! — Der Bejaher durch Verneinung. Der Deichhauptmann, der fallend Deich und Land rettet und

so den eigenen, persönlichen Frevel gegen das Gesetz führt.

Peter, der Jakob um sein Erbe bringt, Jakob, der nicht nur an Peter dafür Rache nimmt, Kain, der Abel erschlägt, Abel, der zum Kain wird: Die Grundrisse einer Brüdertragödie zeichneten sich wie mit Geisteschrift in dem Halbdunkel frühester Kindheitserinnerungen des Verfassers ab, leuchteten geheimnisvoll aus der gleichsam prähistorischen Frühdämmerung seines Lebens herüber in das helle Mittagslicht dieser seiner Mannesjahre, und verschlängten sich mit den Linien eines anderen gleicherweise schicksalsmäßigen Kindheitsbildes, der symbolgewordenen Naturkraft des Stromes. (Worüber einiges Ergänzende in der Vorbemerkung zum „Eisgang“ zu finden ist.)

Nachdem so die Urstoffe des dramatischen Schöpfungsvorganges durch einen kurzen, jähnen Akt gegenseitiger Anziehung und Befruchtung sich mit und gegeneinander vermählt hatten, sozusagen die Basis des chemischen Prozesses hergestellt war, mußten — nur einen Schritt weiter — durch den Zwang der Wahlverwandtschaft auch die übrigen Elemente, die noch fehlenden Ingredienzien mühelig und wie von selbst hinzutreten: Heinrich, dramatischer Mittler und Motor zugleich, die finstere Hintergrundgestalt der Großmutter, die lichtere des Ohms (vor vierzig Jahren „unter dem Birnbaum“ hätte man es ihnen nicht so prophezeit!), und endlich der Mittelpunkt dieser kämpfenden Welt, die Zentralsonne der kreisenden Atome, Renate.

Die Zeitungsblätter, die den literarischen Tod des Verfassers unwiderruflich nachgewiesen hatten, waren noch längst nicht sämtlich dem Löse alles Irdischen, der Vergänglichkeit im allgemeinen und dem häuslichen Konsum im besonderen anheimgefallen, als der inzwischen wieder Auferstandene und Genesene bereits über der Niederschrift des ersten Aktes saß. (Dezember 1902). Rasch ging es vorwärts. Ende Januar 1903 war der zweite Akt fertig. Eine mehrwöchige Vorfrühlingsreise an den Rhein, nach Brüssel, Amsterdam, mit abschließenden Faschingstagen in Paris, brachte die erwünschte Entspannung und Wiederaufrischung. Anfangs

März 1903 wurde der dritte Akt begonnen. Um die Mitte des Monats war er beendigt.

In der Villa Halkrone Otto Erich Hartlebens zu Salo hat der Verfasser noch eine letzte Verdichtung und Vernietung des Werkes vorgenommen und es dann am Karfreitag 1903 einem kleinen Kreise vorgelesen, während draußen ein wilder Nordsturm den Gardasee in donnernder Brandung auftürmte und so eine erschütternd echte Begleitmusik dazu machte.

Paul Schlenther, dessen aus diesem Anlaß noch einmal und mit besonders dankbarem Herzen gedacht sei, hat den „Strom“ sofort im Manuscript für das Burgtheater angenommen. Hier ist er an einem heiterbunten Wiener Herbsttage, den 19. Oktober 1903, mit Lotte Witt, Nissen, Reimers, Frank, Frau Schmittlein und Gimmig zum erstenmal über die Bretter gegangen. Sein Bühnenweg von da an bis auf diesen Tag ist bekannt.

Hyperion

Von Franz Mahlke

Du warst der Trauermantel unter den sonnentrunkenen Faltern der blühenden Neckargärten. Es atmen der dunklen Erde Blüten dich liebend an. Und die seltene Blume, deren Süße deins nektardurstige Seele vollends betäubte, nanntest du Diotima.

Was kümmerte dich der Schiffbruch der Welt! Du wußtest von nichts als deiner seligen Insel. Der Aether über dir blühte so blau, und die hellenischen Götter lächelten in deine frühlingsblumenbestickte Inselwiese.

Das Falter- und Vogelvolk der Dichter wehte vorüber, eine lustige Wolke. Wie goldene Banner flogen sie durchs Land, und irgendwo wurzelten sie einmal.

Du aber warst der Trauermantel, weil du am Sonnenborn dich zu laben wähntest — und frankt doch Gift.

Meine Seele weint, o Hölderlin, wenn sie dich sieht.

Meine Seele hört das wehe Lied deiner dunklen Flöte, das im Abendrot erklingt.

Meine Seele wandert an den Blumenufern am Strom deiner Schmerzen und klagt mit deinen hinwandernden Wellen.

Meine Seele kniet, wenn fernher aus deinem erdagwandten Reich die Orgelmusik deiner Rhythmen herüberschwingt. Wer geht durch taubeperste Euen, Hyperion, so segnend priesterlich, um Leidzerrwandert einst durch sterrenlose Nacht zu irren!

Wann jemals schenkte wohl ein Dichter die Schalen heiliger Liebe so überblühend einer schönen Frau!

Und warum würdest du der Trauermantel unter all dem fröhlichen Faltervolk der beglänzten Neckargärten.

Ich glaube, es wäre dir recht schlecht ergangen, du windverschlagener Schmetterling, wenn dich der wackere Tischlermeister aus Tübingen nicht eingefangen hätte.

In seiner Handwerksstube konnte dir nichts geschehen. Da hast du am Fenster gesessen, viele, viele Jahre. Wenn der Meister den Hobel zog, und die ganze Werkstatt schütterte von lustiger Arbeit, dann saßest du so personen dabei, und von deines Geistes gelähmten Schwingen stäubte ein wenig Schmelz auf ein harziges Brett. Du schriebst:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie des Berges Grenzen.
Was hier wir sind, wird dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Und jenes Brett ist dein Sargdeckel geworden.

Im Gewölke des Schlafs nahte dir Bruder Tod und führte aus Hüllen der Nacht dich in der Erkenntnis Land.

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerstörbare, du
Entzückende!
Mit deiner ewigen Jugend.
Du bist!
Was ist denn der Tod
Und alles Wehe der Menschen! —
Einiges, ewiges
Glühendes Leben ist alles!

Rundschau

E. T. A. Hoffmann

(zu seinem 100. Todestage am
24. Juli)

Von Wilhelm Bolze

Hundert Jahre sind am 24. Juli dieses Jahres seit dem Tode Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns verflossen, der unzweifelhaft als eine der eigenartigsten und reizvollsten Erscheinungen der deutschen Romantik zu gelten hat. Ist schon ohnehin ein solcher Gedenktag Anlaß genug, das Gedächtnis einer für das deutsche Geistesleben und die Entwicklung unserer Kunst so wertvollen Persönlichkeit neu aufleben zu lassen, so erscheint heute eine Würdigung gerade dieses Dichters um so mehr am Platze, als die Wirkungen seines künstlerischen Lebenswerkes in unserer Zeit wieder ganz besonders lebendig geworden sind. Man sagt kaum zu viel, wenn man seit etwa den letzten zwanzig Jahren geradezu eine Art Hoffmann-Renaissance in unserer literarisch interessierten Welt feststellt, und die zahlreichen Neuausgaben Hoffmannscher Werke in den letzten Jahren — selbst unter den heutigen technischen Schwierigkeiten des Büchermarktes — liefern den deutlichsten Beweis für die hohe Wertschätzung, derer sich dieser Dichter bei unserm künstlerischen Publikum zu erfreuen hat. Auch das Schaffen unserer zeitgenössischen Künstler weist vielfach starke Einflüsse Hoffmannschen Geistes auf, und eine nicht unerhebliche Zahl bekannter und erfolgreicher Schriftsteller unserer Zeit sucht die im Wesentlichen auf Hoffmann zurückgehende phantastische Erzählungskunst fortzusetzen, als deren mehr oder weniger bedeutende Hauptvertreter Gustav Meyrink und Hanns Heinz Ewers zu nennen sind.

Hoffmann ist ein Kind des deutschen Ostens, und diese Abstammung hat in seinem künstlerischen Lebensweise manigfache Spuren hinterlassen. In Königsberg ist am 24. Januar 1776 Ernst Theodor Gottlieb Hoffmann geboren, der später aus Verehrung für Mozart seinen dritten Vornamen in Amadeus latinisierte. Das Milieu, die Landschaft und den Stammescharakter des deutschen Ostens hat er in manchen seiner reifsten Erzählungen mit packender Echtheit und Anschaulichkeit geschildert, und es läßt sich beispielsweise nicht leicht eine treffendere, erlöpfendere Charakterisierung der alten Hansestadt Danzig denken, als Hoffmann sie in seiner Novelle „Der Artushof“ gegeben hat. Vor allem ist es der Geist strengen, nüchternen, oft pedantischen, konservativen Preußentums, preußischer Zöpfigkeit und preußischer Untertanentreue, der in vielen Gestalten Hoffmannscher Darstellung immer wieder zum Ausdruck kommt. Der korrekte, gewissenhafte, fest in der Wirklichkeit verwurzelte altpreußische Beamte, den Hoffmann

aus seiner eigenen Berufstätigkeit im preußischen Staatsdienst, besonders aus seiner Tätigkeit als Rat am Berliner Kammergericht, gut genug kennen gelernt hat, tritt uns auch in seinen Erzählungen, bald ernsthaft, bald auch im höllischen Gespukel romantischer, grotesker Satire entgegen.

Um so überraschender und fesselnder ist die Doppelnatur und die menschliche und künstlerische Vielseitigkeit, die dem Schaffen Hoffmanns ihr eigentliches Gepräge aufdrückt. Dem scharfen Realismus und der reichen Lebensfülle seiner Beobachtung tritt ein intuitives Empfinden für die Welt des Unterbewußten, des Traums und der geheimsten Wunschrügeungen der Menschenseele, ein Hang zum Abenteuerlichen und zu mittelalterlicher Mystik und eine lodernde, rauschgeprägte Phantastik der Darstellung zur Seite, die in ihrer Mischung von Wirklichem und Unwirklichem, in ihrem kaum unterscheidbaren Uebergange vom Realen zum Tranzen- denten, in der ganzen Literaturgeschichte einzig dasteht. In dieser Phantastik und Abenteuerlichkeit, diesem ineinander übergehenden Nebeneinander einer oft nüchternen, hausbackenen Alltagswelt und einer Welt der Geistenster und Spukerscheinungen, endlich in der grotesken Verzerrung der dargestellten Menschen und Gegenstände, die wie Bilder in einem Dier- spiegel oder wie Schatten, die im Vollmond- schein über die Wände huschen, anmuten, liegt die eigentliche Originalität von Hoffmanns Künstlertum. Besonders zu statten kommt ihm dabei die Mannigfaltigkeit seiner künstlerischen Veranlagung, die ihn gleichzeitig auf die Be- tätigung als Maler, Musiker und Dichter hin- weist und ihn anfangs eine Weile schwanken läßt, welcher Form der Ausübung seiner Kunst er sich in der Hauptsache widmen soll. Aber während er als Zeichner im Wesentlichen nicht über eine Nachahmung seines großen Vorbildes Jacques Callot hinausgelangt und seine musika- lischen Schöpfungen nicht mehr als ein achtbares, liebenswürdiges Kompositionstalent verraten, kommt seine gesamtkünstlerische Natur erst in seiner phantastischen Erzählungskunst zu voller, unvergänglicher, wahrhaft genialer Auswirkung. Aus ihr leuchtet auch sein enges Verhältnis zu den anderen Künsten, besonders zur Musik, und manche seiner Novellen enthalten eine so fein empfundene, tief erlebte Charakteristik bedeutender musikalischer Kunstwerke und Schöpferpersönlichkeiten, wie sie der zünftigen Musik- kritik nur ganz selten zugänglich sind. Uebrigens dokumentiert sich Hoffmanns lebendiges Musikverständnis auch in seinen eigenen kriti- schen Arbeiten. Zwar stimmt er mit seiner enthusiastischen Verehrung des melodieseligen Genies und der himmlischen Anmut Mozarts mit dem herrschenden Geschmack seiner Zeitge-

nossen überein, aber er gehört auch zu den Wenigen, die auch der dunklen, tragischen Wucht der über die Traditionen ihrer Zeit so weit hinausgewachsenen Instrumentalmusik Beethovens ihre feurige Huldigung schon bei ihrem Erscheinen dargebracht haben, und unter seinen Opernbeprechungen zeugt die des Weberschen „Freischütz“ von einer so sicheren Beurteilung der spezifischen Kunst und Originalität ihres Schöpfers, aber auch seiner weniger gelungenen Stellen, daß sie heute geschrieben sein könnte.

In der Ergründung und Verfehlung des überall bestehenden Zusammenhangs der Welt der natürlichen Erscheinungen mit der des Uebernatürlichen und in der psychologischen, intuitiv erkannten Aufhellung des Phantasielbens offenbart sich der romantische Charakter von Hoffmanns Darstellung. In diesem psychologischen Moment liegt der tiefere Sinn seiner Phantastik, und wenn ihn auch manchmal sein Drang nach Abenteuerlichkeit allzu weit fortreift, so fehlt ihm doch jede Sucht nach bloßer stofflicher Sensation, die bei seinen modernen Nachfolgern fast überall hervortritt. Eine besondere typische Eigenschaft seiner romantischen Natur ist der groteske Humor, mit dem er oft grausige und gespensterhafte Vorgänge, aber auch allerlei kleine menschliche Schwächen, wie das Schmachten und Stammeln schüchtern Liebhaber, ironisiert.

Was endlich den Hoffmannschen Erzählungen ihre nachhaltige Wirkung verleiht, ist die unerhört packende Gestaltungskraft des Dichters. Mit unübertraglicher Meisterschaft versteht er es, Spannung zu erzeugen und von Anfang bis zu Ende seiner Erzählung wachzuhalten. Der Reichtum seines Stoffkreises ist schier unerschöpflich, die Schilderung von plastischer Anschaulichkeit und höchster dramatischer Lebendigkeit, und bei aller verwirrenden Fülle und Buntheit der Geschehnisse verliert der Dichter nie den Faden und weiß überall den Zusammenhang zu wahren.

Eine hervorragende Stellung in Hoffmanns Schaffen nimmt das Doppelgängermotiv ein. Ihm weiß er überaus eigenartige psychologische Reize zu entlocken und es hart am Rande des Unterbewußten mit wahrhaft dämonischer Phantastik zu äußerster Spannung zu steigern. Am reinsten gelingt ihm das in seiner größten Erzählung „Die Elixiere des Teufels“. In diesem Werke ist auch noch ein zweites Lieblingsmotiv des Dichters behandelt: das Seelenleben des Verbrechers und Mörders und seine Flucht vor den Verfolgungen seiner Hässcher. Manche Erzählung Hoffmanns erhält so einen kriminellen Anstrich, aber gerade seine bedeutendste Kriminalnouvelle „Das Fräulein von Scudery“ beweist wieder deutlich, daß die äußere Abenteuerlichkeit und Kraft der geschilderten Vorgänge dem Dichter nicht als Selbstzweck zur Erzielung billiger Effekte, sondern als Vorwand zur Eröpfung eines tieferen menschlichen Gehalts dienen.

Hoffmanns Verwandtschaft mit der Malerei kommt am deutlichsten in den „Phantasiestücken

in Callots Manier“ zum Ausdruck, deren Titel ja bereits die Absicht des Dichters verrät. Der Dichter hat dieser Sammlung von Erzählungen auch selbst eine Anzahl von Zeichnungen beigelegt, die die barocke, manchmal schaurige Phantastik des als Vorbild dienenden genialen französischen Zeichners aus dem 17. Jahrhundert mit gutem Geschick nachahmen, aber freilich längst nicht den seltsam krausen, kühnen Schwung und die lebendige Bildhaftigkeit Callots erreichen. Deft überzeugender sind jedoch die in diesen Erzählungen geschilderten Personen und Situationen dem kenen Striche und dem spukerfüllten Dämmerlichte des französischen Meisters angenähert.

Viel wichtiger und umfangreicher ist aber die Gemeinschaft von Hoffmanns literarischer Darstellung mit der Musik. Die Musikernatur, die ja gleichzeitig in Hoffmann gesteckt hat, treibt in seinen musikalischen Novellen wundervolle Blüten und ermöglicht ihm eine kongeniale Nachdichtung musikalischer Meisterwerke und eine mit starker innerer Erlebniskraft gestaltete Charakterisierung des tonkünstlerischen Schaffens. Es ist ja überhaupt ein tragischer Konflikt, der in dem Zwiespalt von Hoffmanns Dichter- und Musikernatur liegt, und immer wieder kommt seine brennende Leidenschaft für die Musik zum Ausdruck und treibt ihn zu eigenen kompositorischen Schaffen. Aus seiner eigenen zeitweiligen Tätigkeit als Opernkapellmeister in Bamberg kennt er genau die Bedürfnisse der Bühne, und wenn auch leider viele seiner musikalischen Schöpfungen — wie beispielsweise eine Schauspielmusik zu der dramatischen Dichtung „Das Kreuz an der Ostsee“ von Zacharias Werner — verloren gegangen sind, so findet doch heute noch sein in Bibliotheken und privaten Sammlungen verstreuter musikalischer Nachlaß bei musikgeschichtlichen Forschern manche freundliche Anerkennung, und es sind schon Stimmen laut geworden, die seine romantische Oper „Undine“ als einer Neubelebung wohl würdig empfehlen.

Sind aber immerhin Hoffmanns eigene musikalische Schöpfungen heute vorwiegend nur noch für den Forcher von Interesse, so ist der Widerhall seiner musikalischen Natur in seiner Novellistik von um so köstlicheren Reizen. So hat er mit feinstem Verständnis den Zauber der Gesangskunst und des Geigenspiels in seiner Novelle „Rat Krespel“ und seiner seltsam bizarren Charakteristik eines Schülers des großen Violinvirtuosen Tartini nachgedichtet. So dringt er in seiner kleinen phantastievollen Erzählung „Ritter Glück“ mit lebendigster Einfühlung in die tiefste Eigenart der Glückischen Opernreform, die für ihre Zeit einen mindestens ebenso kühnen künstlerischen Fortschritt bedeutet, wie hundert Jahre später das Lebenswerk Richard Wagners, und so weiß er uns Mozarts „Don Juan“ in einer Deutung, die zwar sicherlich nicht den ursprünglichen, die heitere Sinnlichkeit betonenden Absichten seines Schöpfers entspricht, aber den dämonisch-tragischen Charakter der betrogenen Liebe mit unerhörter Eindrucks-

gewalt wiedergibt, unmittelbar nahezubringen. — Die ganze Summe von Hoffmanns Musikeratur ist auf die Figur des Kapellmeisters Kreisler gehäuft, der uns in der Erzählung „Kater Murr“ entgegentritt. Diese Erzählung ist überhaupt eins der eigenartigsten Werke Hoffmanns, vielleicht sein charakteristischstes. Schon die Form dieser Erzählung ist besonders originell und fesselnd. Der Kater Murr, die Hauskätzchen des Kapellmeisters Kreisler, hat seine Lebensgeschichte niedergeschrieben, aber er hat die Blätter nur einseitig beschrieben. Auf die Rückseite der Blätter schreibt nun sein Herr — oder besser: kritzelt und schmiert — seine tollen und wirren Eingebungen und Bekenntnisse, und so kommt es, daß beim Druck des sauberen Manuskripts des Katers immer abwechselnd ein Abschnitt der Lebensgeschichte des Katers Murr und des Kapellmeisters Kreisler nebeneinander geraten. Der Kater Murr ist ein peinlich korrekter, philisterhaft strenger, ordnungswütiger, ehrbarer, trockener Pedant, der gelungenste, vollkommenste Typus des Stockpreußen, den Hoffmann geschaffen hat. Kreisler dagegen ist liederlich, innerlich verwüstet, von Stimmungen und vom Rausche seiner Phantasie hin und her gehegt und mit allen Segnungen und Flüchen des Genies beladen, kurz: ein ganzer Romantiker. Es ist deshalb beinahe selbstverständlich, daß ein Hoffmann so verwandter Künstler wie Robert Schumann gerade diese Gestalt in seinen „Kreisleriana“ auch wieder aus der Musik zu uns sprechen läßt.

Ueberhaupt ist die Rückwirkung von Hoffmanns phantastischer Dichtung auf das musikalische Schaffen späterer Epochen von bedeutendem Einfluß geworden. Am treffendsten und kongenialsten hat ja Jacques Offenbach in seiner Oper „Hoffmanns Erzählungen“ die gespenstische, abenteuerliche Phantastik des Dichters in Musik zu übertragen vermocht, und es ist deshalb — mag man auch sonst im allgemeinen derartige Bearbeitungen ablehnen — zweifellos ein glücklicher Gedanke gewesen, wenn moderne Librettisten für eine Oper „Der Goldschmied von Toledo“ ein nachgelassenes Fragment Offenbachs benutzt und ihm eine Textunterlage nach Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scudern“ geschildert haben. Auch in unserer Zeit haben namhafte Tondichter um die musikalische Bewältigung Hoffmannscher Stoffe gerungen, freilich ohne nennenswerten Erfolg, wie die Opern „Prinzessin Brambilla“ von Walter Braunfels und „Die Brautwahl“ von Ferruccio Busoni gezeigt haben.

Wohl ebenso eng, wenn auch bei weitem nicht so künstlerisch belangreich sind die Beziehungen Hoffmanns zur Dichtung. Von den Anregungen, die er selbst aus seiner zeitgenössischen Literatur geschnöpft hat, ist am interessantesten sein Verhältnis zur Chamäleonischen Figur des Peter Schlemihl. Nicht nur läßt er diese Gestalt in den „Abenteuern der Silvesternacht“ selbst auftreten und schafft in der Erzählung vom verlorenen Spiegelbild ein Seitenstück zur Geschichte vom verlorenen Schatten,

sondern er stellt auch diesem armen, braven Pechvogel den boshaften, mürrischen, zänkischen Glücksbils „Klein Zaches“ gegenüber. Der große Einfluß jedoch, den Hoffmann auf die Dichtung späterer Generationen ausgeübt hat, steht in keinem Verhältnis zu seinem künstlerischen Gewinn. Die Dramatisierung des „Fräulein von Scudern“ durch Otto Ludwig muß als mißlungen bezeichnet werden, und die meisten modernen Erneuerer der phantastischen Erzählung lassen fast überall Effekthafterei und die Sucht nach Aufstachelung der Nerven erkennen. Selbst die Nachahmung der Form des „Kater Murr“, die ein so begabter Dichter wie Herbert Eulenberg an einer Stelle seines Romans „Kathinka die Fliege“ unternimmt, erscheint nicht innerlich begründet, sondern nur auf die Verblüffung des Lesers berechnet.

Dass Hoffmann endlich auch das romantische Märchen um unvergängliche Stücke bereichert hat, erscheint bei der üppigen Blut seiner Phantasie nur allzu begreiflich. Freilich ist die herauschende Buntheit seiner Märchen dem Kindergemüth kaum zugänglich, aber der kultivierte Leser wird sich gern in Märchen wie „Der goldene Topf“ u. a. in das Land der Zauberer, Geister und vermenschlichten Tiere tragen lassen.

Ueberblickt man die Wirkung von Hoffmanns Lebenswerk auf die Nachwelt, so fällt besonders der starke Widerhall auf, den seine Kunst in Frankreich gefunden hat. Der phantastische und abenteuerliche Charakter und die romantische Ironie seiner Erzählungen kommen dem romanischen Volkstum sehr weit entgegen, und es ist kein Zufall, daß Offenbach in seiner Vertonung Hoffmannscher Erzählungen eine Synthese germanischer und romanischer Kultur geschaffen hat. Man kann deshalb am hundersten Todestage des Dichters wohl keinen innigeren Wunsch hegen, als daß aus der Erinnerung an sein Werk eine Erneuerung und Verwollkommnung der alten deutsch-französischen Kulturmehrheit entstehen möge. Der tiefste seelische Gehalt von Hoffmanns Kunst wurzelt freilich im deutschen Charakter, und deshalb dürfen wir auch an seinem Gedächtnistage mit Stolz und Liebe seiner gedenken, denn er war unser.

Franz Mannstaedt †

Von Walter von Molo

In Duisburg ist der Oberspielleiter der Oper, dreiunddreißigjährig, gestorben. Einer unserer allerbesten. Mannstaedt begann in Bern, dann kam er nach Barmen, Bonn und Bremen, dort lernte ich ihn kennen. Ein glühender Kämpfer, ein ganz Werkhingebener, ein prachtvoller Mensch und Künstler, der den Geist der Werke — er beherrschte das Drama und die Oper gleichmäßig — beglückend verlebendigte, und ein Freund, ein selbstloser Freund. Seine Bühnenbilder werden denen unvergleichlich bleiben, die sie sahen. Er legte den größten Wert auf das Bühnenbild, erst im Rahmen, in dem

dem Geiste des Werkes gemäßen Rahmen, in ihm baute er das Werk auf, wie er in unzählten Arbeitsnächten den „Rahmen“ aus den Werken erfuhrte. Diese Arbeitsnächte, dieser heroische Entfaltungszug, nicht dem „Betriebe“ die Kunst zu opfern, erlag der Mann, den unser Theater so brennend nötig hatte. Er hat in Duisburg und Bochum, wo er voll seine Höhe erreichte, — er war auch noch nebenher in Bonn verpflichtet, Vorbildliches geleistet. Nun da er den bedrückten Menschen im besetzten Westen seltsame Erhebung gab, wollte ihn Berlin. Er hätte aus Berlin wieder eine Theaterstadt machen können — er ist im Kampf der Fanatik des reinen Künstlers gegen die zermalmende Maschine erlegen. Sein letzter Brief über die Uraufführung meines Till Lausebums schloß (er sollte ursprünglich die Spielleitung haben, was eine Terminverschiebung verhinderte): „Die Aufführung war so gut, daß ich glücklich war, als hätte ich sie selbst geleitet.“ Bar jeder Eitelkeit, verantwortungsvoll dinglich, so war er — es sollten alle so sein. Ich habe einen Freund verloren, die deutsche Kunst hat einen modernen, genialen Kämpfer verloren, den jetzt selbst seine Gegner, nur da er tot ist, betrügen. Hätte es nicht anders sein können? Warum tun wir uns soviel Weh? Wir sehen zuviel das „Ich“, zuwenig das All, von dem das „Ich“ nur ein Stücklein ist; Franz Mannstaedt sah das All, Dank ihm, das ihn schuf — wir wollen ihn nicht vergessen, solange wir als „Ichs“ wandeln.

Bon Franz Mannstaedt als Mitarbeiter

Von Carl Lange

Wieder haben wir einen treuen Freund und Mitarbeiter unserer Zeitschrift verloren, der den immigsten Anteil an ihrer Entwicklung nahm. Die von ihm herausgegebene, sehr fein geleitete Theaterzeitschrift „Der Roland von Bremen“ führte uns zusammen. Bremen, das ihn als Oberspielleiter hatte, konnte ihn auf die Dauer nicht fesseln. Seine Ziele gingen weiter. Erst nach seinem Fortgang wurde dort der Verlust fühlbar. Und nun zeigt der Tod die Bedeutung des Menschen und Künstlers Mannstaedt der Allgemeinheit in vollem Lichte.

Unseren Lesern ist der so jung Verstorbene häufiger begegnet. Ich erinnere an seinen Beitrag „Ein neuer Wirkungsversuch von Bildwerken“ über die Ausstellung alter und moderner Meister in kühner Wechselwirkung, die in der Bremer Kunsthalle von ihrem Leiter Emil Waldmann veranstaltet wurde, und deren hochinteressante Ergebnisse weit über den lokalen Rahmen hinaus allgemeine Teilnahme beanspruchten. (Jahrgang I, Heft 11). Sein einführender Aufsatz über die „Notwendigkeit einer deutschen Schauspielkunst“ (Jahrgang II, Heft 3) hat starke Wirkungen erzielt. In einem Brief vom 15. Januar 1921 schreibt Mannstaedt über diesen Beitrag: „... Das Thema, welches Sie mir vorzuschlagen, interessiert

mich außerordentlich. Im Laufe meiner 12jährigen Theaterattivitàt hat sich mir die Erfahrung immer wieder bestätigt, daß wir wohl echte deutsche Dichter, aber keine stilreine Schauspielkunst haben. Das Fundament derselben: die Weimarer Schule ist selbst stark von romanischen Elementen durchsetzt und hat bis zum heutigen Tage keine völkische Reinigung unseres Darstellungsstiles stattgefunden. Hieraus erklärt sich, daß ein so kerndeutscher Dichter wie Kleist nicht den grundlegenden Einfluß auf unsere Schauspielkunst gewinnen konnte, welcher sowohl der richtigen Wiedergabe seiner Werke, wie auch der selbstischen Klarheit unserer deutschen Schauspielkunst vonnöten wäre. Ich würde in meiner Befredigung des Themas Hans Sachs, Lessing, den jungen Schiller, Kleist, Büchner und einige moderne in entsprechender Weise beleuchten. Meine Aufführungen entspringen nicht einer von außen an den Stoff herangetragenen Idee, sondern gründen sich auf unzählige praktische Erfahrungen, die mir eine eingehende Erörterung des Themas notwendig erscheinen lassen. Es handelt sich also um eine Klärung von Stilfragen, die auch der Darstellung gemischsstilistischer Bühnenwerke zugute kommt. Meiner Ansicht nach gilt es, längst Verfäumtes nachzuholen, und es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie mir einen größeren Raum für meine Aufführungen zur Verfügung stellen könnten. Ich glaube, daß mein Aufsatz sich gerade für Ihre Zeitschrift sehr gut eignen würde...“

Seine neue Tätigkeit als Oberspielleiter in Duisburg-Bochum nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Aber verschiedentlich schrieb er von dem Wunsch und der Absicht einer fördernen Verbindung des Rheinlandes mit dem Osten, der wichtigen Aufgabe einer stärkeren gegenwärtige Fühlungnahme und Befruchtung, die zu tieferer Kenntnis der wesentlichen künstlerischen Bestrebungen führen müsse.

Der Dichter Axel Lübbe

Von Elisabeth Görres

Eine bedeutsame Erscheinung ist dieser in Masuren Geborene unter den jüngeren Dichtern, und längst schon dürfte er einen Platz von uns heilchen, dem Volk der „Dichter und Denker.“

„Unsere tiefsten Ereignisse sind nicht unsere lautesten, sondern unjere stillsten Stunden.“ In dieser Zeit des Lärms und der Phrase, der Heuchelei und der Geschäftlichkeit, die alle das Ideal auf ihre Fahne geschrieben haben, steht er still beiseite und wartet auf seine Zeit und umschließt die Verblendeten des großen Eitelkeitsmarktes in Mitleid und Schmerz als seine Brüder.

Lassen Sie mich mit Ihnen das Werk des in der Mitte des Lebens Stehenden betrachten. Es bietet Lyrik, Epik, Dramatik. Sein großes Können entfaltet sich vielleicht am schönsten in seinen Gedichten. Formvollendete Gabe des

Geistes ist der Band: Terzinen. Ein Motto steht voran:

„Als Erstes in den Reihen schien Ich mir,
Nicht Erst- und Letztes seid Ihr in der Mitten,
Die Gleichklangreihe aber schließen Wir.“

In dieser Dreheit sind auch die gedanklich eng miteinander verschlungenen Terzinen gegliedert.

Im ersten Teil spricht das Ich. Das Kind, das Primitive, dem alles Ich ist, unföldwoll noch, ehe es den Gang zum Wir antritt, der durch Schuld und Erkenntnis zur Liebe geht. „Erste Fahrt und Freude“ leitet ein. Der kleine Knabe auf Vaters Wagen gelangt zum ersten Mal hinaus über die Gemarkungen seines Besitzes und schaut mit seltsamem Erschrecken das Fremde, das ihm so gleichartig und doch so anders entgegentritt: diefelben Wände — dieselben Fenster . . . aber wo ist das breite Tor — das Gartengitter?

Bald prallt ein noch viel stärker Fremdes, Unfahrbare gegen sein junges Ich; der rätselhafte kühle Tod — des Vaters Antlitz wird unerreichbar fern . . . Die andern kommen in das Kinderleben: das Spiel . . . die Spielgenossen . . . das kleine Mädchen . . . das Märchengrauen und die Träume . . . der Drang in die Ferne, der fortziehen möchte, von der Zigeuner Geigen gelockt, ein wundervolles Gedicht ist dies: „Zigeuner“, von dem ein paar Zeilen folgen mögen:

„. . . und immer dichter
Füllt meine Heimatstraße fremder Reigen:
Es recken Mädchen sich wie braune Flammen,
Als wär ein Wind in diesem Brand der Geigen,
Und Männer ducken sich vor Lust zusammen —
Und da — da fühle ich wie ein Erschrecken,
Dass Liebeslieder aus der Ferne stammen . . .“

Langsam muss das Kind den anderen sich verbunden fühlen, langsam entgleitet primitive Unschuld, um teilzunehmen an der Summe der Schuld aller: sein Ich muss die Welt schuld erleben. Nun atmet es zwischen Mauern, muss vor den großen Worten um das Werk, mit denen sich Betrüger und Selbstbetrüger vor der Ewigkeit brüsten, geblendet stehen . . . hinabtauchen in die Qualen um Torheit und Gemeinheit mit denselben Geberden wie die der anderen, welche gleich ihm ein Menschenantlitz tragen, um wissend zu werden . . . Symbole, der Jugend einst heilig: Gott — Frau — Tanz — Rausch versinken in häßlichem Wirbel. Dann kommt die Stunde des Erkennens. Die dumpfe Feindseligkeit, mit dem das Ich dem Ihr wie im Zwang gefolgt war, schlägt in einer Flamme hoch: Das seid Ihr! Warum habt ihr mich meinem Vaterlande, dem Göttlichen, entfremdet? . . . Blinde Mordwut ist entfesselt, mäht blind die armselig-furchtbaren Zeugen seines Falles, so sich Rettung glaubend . . . Auf schwarzen Fieberpferden jagt er durch das All: Die Welt muss sterben! Leichen häufen sich. Hohnscherf ruft ihm zu: „Du siegst, wenn alles tot und Du allein . . .“

Da fährt er auf, startt mit Entseken auf das röhelnde Feld . . . seine blutbefleckten Hände . . . den Titanenhochmut seines Ich . . . seine liebelose Mitjögl! Und er zerbricht sich in Grauen vor sich selber. Die ewigen Sterne leuchten über seinem offenen Grabe. In ihnen erkennt er sein Menschenantlitz wieder und findet Kraft zur Auferstehung . . . Nun wandelt sich alles dem, der inbrünstig das Wir umfasst. Und alles kehrt wieder, was einmal dem unwissenden Kind Geheimnis und Sehnsucht war, und ist erfüllt vom Geist. Bruder ist nicht mehr länger ein Fremdes, ein Beherrschendes, ein Feindliches — Bruder ist Demut und Liebe . . . Erfüllung und Gott . . .

In einem „letzten Gebet“ klingt die starke Dichtung aus:

„Nun sind die alten Sterne wieder da
Und gehen schweigend über großes Leiden . . .
Und all das Fürchterliche, das ich sah, —
Ihr Fröhlichen! — Ihr könnt es nicht vermeiden:

Das Glück, das ich darüber hab empfunden
Dass ich von Euch durch Leid nicht
werde scheiden —

Es ist die Narbe meiner letzten Wunden.
Ach! käm mein Lied doch eurem Leiden nah . . .

Wir hätten uns vielleicht schon hier gefunden . . .

Nun sind die alten Sterne wieder da . . .

*
Den Zauber echter Lyrik, der uns so geheimnisvoll und unmittelbar fesselt, finden wir auch in seinen anderen Gedichtwerken. Da ist ein schmaler Band Liebesgedichte, „Die Jahre“, deren reine Form bei tiefer Gedanklichkeit und eigenartigem Bild eben diese unmittelbare Melodik und Rhythmisik besitzt, die sich dem Herzen einprägt. Wie schön ist dies „Menett“, das Lebendigwerden der Musik, das Heraussteigen des Verunkenen aus den Tönen. Eins der vollendetsten Gedichte des Bändchens, „Spaziergang“, glänzend den Rhythmus des Schreitens bringend, des unausweichlichen Wandernmüssens, fort, an der Kindheit vorüber, an dem Reisetraum des Mittags — weiter . . . weiter . . . und plötzlich im Bach das Bild des Todes.

„Eva Ave“ und „Das deutsche Antlitz“, zwei weitere Lyrikwerke, sind schon in zweiter Auflage erschienen. „Eva Ave“ ist des Dichters Frau mit den schönen Worten zugeignet: „Dies Lied gehört Paula . . . die ihre Kindheit gab für Musik . . . Musik für Leid . . . und Leid für ein Lächeln . . .“ Ein Mädchenleben, das zart und kühn ist, Tanz, Musik und junger Kühn; und alles dahingibt in ein Frauenleben, tragischem Frauenschicksal und Lächeln im Tod. „Das deutsche Antlitz“ sollte jeder Deutsche in seiner Bücherei haben, um sich daran zu freuen. Es sind Verse zu achtzehn Bildnissen Albrecht Dürers, und die Einführung und Mitschwingung des Dichters ist bewundernswert. Die Bildnisse sind den Versen beigegeben,

die Wiedergabe ist ausgezeichnet. „Und Antwort kam ihm nie“ ist das Erstlingsbändchen des Dichters. Hier schon finden wir ihn reif als sicheren Bildner. Ein Gedicht, an dem man sich kein Wort anders denken kann, mag dafür sprechen:

Verwandlung:

Die tausend Stämme wurden eins und breit wie eine Wand. Nur Eicheneinsamkeit lag auf dem Abendwasser.
Der Weg: war wie ein abgeworfnes Kleid.
Das letzte Ruhen: wie ein Ring aus Rosen.
Das letzte Sehen: fesige Trunkenheit —
Und aus dem Hasser
alles Körperlosen
wird fernste fernste Frömmigkeit. —

*
Dolch bezeichnet werden. Nicht ganz herausgekommen ist auch der seine Gedanke im „alten Bild“).

Lübbes epische Sprache ist von hoher Musikalität und verrät den sicheren Lyriker. Möge eine Stelle aus „Malvine Ruth“ hier davon zeugen: „Spaniens Frauen, wenn sie unbegreiflich jung aus ganz alter harter Landschaft treten, sind so schön, daß ein Mann darüber den Schlaf verliert... Wie die Sonne dieser Landschaft vergebens nach einem Walde sucht, darin ihr Licht sich lösen könnte, so sucht der Mann vergebens nach einem Traum... immer fand er an zu suchen unter den lächelnden Frauen. Ihm schien's bisweilen, als trugen diese Frauen seinen Traum durch die Stadt herum wie man kostbarkeiten in einer Prozession trägt oder Früchte im Frühling...“

Das lezte epische Werk des Dichters ist der Roman „Phoeniz“, ein Werk von reicher Gedanklichkeit und üppiger Phantasie, teils schmerzliche Satire, erschütternd und burlesk. Tiefe sein Ernst. „Die Entwicklung zum Menschen verlief nicht gut“, sagt der Roman ein; „Die Schuld hieran gab man dem Geiste...“

Klarblickende Köpfe hatten schon lange erkannt, was dem Menschen not tate: Befreiung vom Geiste — Rückkehr zur allein-glücklich-machenden Tierheit! Und als die Zeit zu der Umwälzung reif schien, verwandelten sie sich offen in Wölfe und ergrißen, als die lange Vorbereiteten, sogleich mit fester Hand das Ruder, indem sie die neue Regierung unter Leitung der Wölfe konstituierten. Begeistert strömten ihnen die Massen zu, entledigten sich in die lästigen Geistes und verwandelten sich in eine ihnen zugesagte Tiergattung. Wohl gab es einige vom Geist besonders stark Infizierte, die in die vorschriftsmäßig gewordene Wandlung nicht willigen wollten, und die Wolfsregierung sah sich gezwungen, Gewaltmaßregeln anzuwenden, um den betörten Rest der Menschheit zu seinem Glücke zu zwingen: wer nicht Tier wurde, ward von den Wölfen zerrissen.

Indessen mußte das Wolfwerden aus naheliegenden Gründen beschränkt werden. Man bot den Schafwerdenwollenden Ehrenstellen und Privilegien an. Das erleichterte ihnen hernach das Gefessenwerden. Die Diskussion der neuen Gesetze trieb eine geringe Anzahl von Wesen in die Opposition, und aus diesem, wenn auch äußerem Gegensatz, entstand dann jene Katastrophe, die nicht nur die Wolfserrschaft, sondern das ganze lebende Geschlecht in ihrem Strudel reißen sollte.

Nur einige wenige blieben Menschen und wurden gesetzmäßig zerrissen. Eine bunte Menge von Tieren — ganz köstlich vom Dichter charakterisiert — tummelt sich nun die ehemalige Menschheit geistbefreit, nur reinen Da-seinszwecken sich hingebend.

Einer nur, Phönix, der Wundervogel, hat sein Wissen vom Menschenkunst hinüberretten können in eine Hölle, die ihn vor der Tier-

Professor Georg Mehlis von der Freiburger Universität hat eine fesselnde kleine Studie („Über Formen der modernen Lyrik und Epik.“ Verlag Erich Matthes-Leipzig), geschrieben, in dem er an Axel Lübbe die Formen der Lyrik und Epik einer philosophischen Abgrenzung unterzieht. In seine Würdigung schließt er auch das große Uebersetzungswerk Lübbes ein: Dantes „Göttliche Komödie“, und findet, daß sie der schönen Georgeschen Uebersetzung kaum nachsteht, hier und da an Wahl des Bildes eher übertrifft.

Schauen wir uns Lübbes Prosawerke an. Die Erzählung „Malvine Ruth“ hat die stille Müdigkeit seiner Lyrik. Zwei Frauen sind im Herzen eines Dichters — die eine ist schön: Schönheit, Jugend, unbewußtes Lächeln, traumhaftes, tanzendes Element. Sie begegnet ihm, dem Dichter, der an der Seite einer Kameradin geht, die Güte und Versehen ist, und im harten Tag um ihn schreitet, seiner Träume opferreich dienende Hüterin. Und die andere ist der Traum selbst, das unbegreifliche Geheimnis der Schönheit. Er taumelt ihr nach, leise, mit verborginem Herzen, von ihr angezogen, wie alle — alle. Es sind welche, die sich heilig halten können wie schwärmerische Pagen, und in den Tod gehen um sie... es gibt andere, die sie hinabziehen müssen um ihres körperlichen Wunders willen. Schmuck und Schuld röhren sie an; sie geht durch Leid und erkennt nun Leid und Güte in dem Gesicht der anderen Frau. Ihre Schönheit ist beseelt und vollendet, als sie entsagt und heimlich geht. Der freiwillig Gestorbenen ins Antlitz blickend, erkennt er nun, daß es gut geworden ist. Sie ergreift sein Herz. Er geht heim zu der Gefährtin und schaut sie mit neuem Verstehen an.

In dem Bändchen Erzählungen: „Menschen und andere Mächte“ finden wir schlichthin meisterhafte Sachen. So die eigentlich fesselnde „Der Flüchtling“, ein tief erschauter Seelenweg, sprachlich ganz hervorragend, wird es mit drei der anderen Erzählungen zu dem Beste in deutscher Erzählerkunst zu rechnen sein. (Als nicht gelungen muß der wunderkräftige

heit und vor den Tieren schützt und ihn doch dem Menschlichen nicht entfremdet, jenem Gottmenschlichen, dem er nun auf der verwandelnden Erde unter den Lebenden mit unermüdlicher Sehnsucht nachspürt. Er opfert seine Lieder, die, über die Erde strebend, Gott, den Fernen, Unermeßlichen, hatten zu sich zwingen wollen, ihm auf, in dem Erkennen, daß er Mitleid mit den Mitlebenden als Erstes schulde. Bedroht, angefeindet, unverstanden späht er aus nach einer Erlösung des Geistes, und meisterhaft läßt der Dichter in und neben den burlesken Tierzenen den tiefergreifenden Schmerz des Suchenden aufklingen.

Und abermals ist eine Zeit reif geworden zum Wandeln! Noch ist kein Tau der Erlösung gefallen: zuvor muß die gewaltige Vernichtung kommen, um die Erde zu düngen für das Neue. Das Tier ohne Seele muß endlich ein Raub werden des nackten Todes, und mikroskopischer Werkzeuge braucht es nur, um sie ihm zuzuführen. Das Ungeziefer und die Schmarotzer, die Oppositioneller hegen schon lange Vernichtungspläne, müssen aber zu ihrem Bedauern in der Entscheidungssitzung — eine köstliche Groteske — gewahr werden, daß die Bazillen ihnen in aller Stille schon zuvor gekommen sind.

Eine Vision von ungemeiner Bildkraft ist der Zusammenbruch: das phantastische große Tier, unheimlich gestaltet, mit dem faulenden Herzen, dem qualmenden Eingeweide, das gegen sich selbst wütet, seine Form verwütet, ohne vom Leben lassen zu können. . . . Überwältigt wird es vom unausweichlichen Tod gefällt, und über es hin stürzen alle die Wesen, die es gebaßt, die ihre Seele verspielt haben, in selbstfamen Toden stürzen sie übereinander und verenden . . .

„Alles ist tot“, sagt der Dichter am Schluß dieses Kapitels. „Willst du nun zurückkehren mit mir?“ Seltsame Frage, die wieder überleitet den Schauenden, den einzig Überlebenden, der Vernichtung entronnenen Wundervogels, zum Menschlichen. In sich hat er die ganze Zeit erlebt, in ihn, den Schauenden, hinein ist sie geflüchtet mit ihren Grauen, ihrer Häßlichkeit, und er hat nicht das Herz, sie fortzuweisen aus seinem Innern, obwohl sie ihm den Flug zur seligen Höhe hemmt. In Mitleid muß er sie aufnehmen . . . ich will ausforchen meine Zeit . . . und zum Leben will er sie retten . . . siehe, ich bringe Dir das Wort . . .“ Die Zeit erstaunt daran, und wieder kann sie Führer sein, und nimmt den Wundervogel mit sich. Er fühlt sie in seinen Flügeln, die wie Flammen werden im leeren Raum, und sein Herz umlohen. Er fliegt mit der Zeit, Licht hält ihn ein, und dann ist er am Ziel: dem sehnfütig-schmerzlich gesuchten Menschen. Vor ihm begreift er, daß Dichtung und Mitleid nicht erlösen können, allein die Tat.

Neugeboren geht er wieder zu Tal. Alles ist wie einst vordem, nur in ihm ist das neue Sehen, das sein Tod ihm erfüllte. Ach, da

find ja die Menschen! Der listige gierige Fuchs ist ja auch ein armer gebüdter alter Mann mit den Runen jahrtausend alten Leidens; und als er liebend mit ihm spricht, da kommt schüchtern das Menschliche hoch, das Nöte und Sorgen verschütteten. Und so ist es mit allen, denen er begegnet ist in ihrer Tierform. Nach einem Brudergruß wandert er von ihnen fort, um sie zu suchen, die ihn so tief geliebt hat, daß er ihr am meisten schuldig geworden. Die Frau ist es, die der Mann seit Jahrtausenden ihrer Gottgeschaffenheit hat entkleiden wollen, sie erniedrigten zum Tierchen. Geduldig hat sie es auf sich genommen, weil sie allmenschlich mütterlich lieben kann und geduldig wartet der Stunde, da der Mann kommen und nach ihrer Seele fragen wird, sie aus den Mauern des Wahns befreien, denn ohne sie kann er den Weg zur Erlösung der Welt nicht beschreiten . .

Dieses Werk Lübbe's ist von einer erstaunlichen Gestaltungskraft, die bis an die zartesten Grenzen der Vision, des Seelenerlebens, gelangt. Wird es weithin tönen? Wird diese Zeit der Kinos, der Schundliteratur, der Schieber, auch an diesem Dichter, der Wertvolles zu sagen hat, vorüberhasten, ihn überhören, totschweigen?

Gehen wir noch zu Lübbe, dem Dramatiker. Dem tiefen schönen Trauerspiel „Ultima ratio hominis“ sei ein geistvolles kleines Schattenspiel vorangestellt: „Der Becher der Phantasie“, eine Groteske in Versen. Schimmernde Laune großer Narrheit läuft über dem Grund feierlichen Ernstes, die Phantasiewelt des glücklichen „Becherbesitzers“ mit allerlei Alltag zusammenstoßen lassend: dem gespreizten Spieltzettel des Vaters, dem würdevoll komischen „Mann des Staates“, der ihn auf geheiligte Bürgerpflichten aufmerksam macht, der entzauberten Liebe, die Alimente verlangt, der gierigen Dummheit der Gläubiger. Und der ihm den Becher füllt, sein Diener Jean, steht endlich vor ihm in seiner wahren Gestalt: Der Tod . .

Lübbe's in Buchform im gleichen Verlag wie seine anderen Werke erschienenes Drama: „Ultima ratio hominis“ (die anderen, nicht im Druck erschienenen Dramen liegen mir nicht vor, auch die Kritiken der Aufführung nicht) — dies Trauerspiel in sieben Ereignissen ist Selma Lagerlöf „ehrfürdig und dankbar dargebracht“ und von ihr mit verständnisvollem Wort aufgenommen worden. — Mit starker Ershütterung legt man die Dichtung, die von dramatischem Leben pulsit, aus der Hand und lange schwingt sie nach. Wieder ist es dem Dichter gelungen, die Geftalten ins Symbolische hinaufzudrücken zu lassen, ohne sie blutlos zu machen. Wieder ist es kein Einzelner, der leidet und kämpft, dieser „Leutnant Jesus“ — „Lieutenant“ d. i.: der Verteidiger, der Verteidiger der Güter der Menschheit; — sich in Visionen zartester Geistigkeit verlierend, unerschrocken aus den Schranken seines Herkommens, seiner Schicht, seines halben Lebens heraustretend, lebt er als Mensch unserer neusten

Zeit und fällt als ihr Opfer, weil er das Ur-evangelium der Brüderlichkeit zu leben versuchte.

Wird dem Dichter endlich Antwort kommen aus weiten Kreisen?

(Alle genannten Werke sind erschienen im Verlag Erich Maßhes, Leipzig und Harsleben.)

Cäsar Flaischlen-Gesellschaft

Eine große, dem Dichter persönlich eng verbundene Gemeinde hatte sich schon während seiner Schaffenszeit um ihn gebildet. Ihre Zahl wuchs ständig, und die letzten Jahre brachten ihm jubelndes Mitgehen vieler Taufenden. Um die Freunde der Kunst und des Wesens von Cäsar Flaischlen auch durch ein äusseres Band zu verknüpfen, hat sich auf freie Anregung aus den verschiedensten Teilen Deutschlands die Cäsar Flaischlen-Gesellschaft gebildet, die sich als hauptsächlichste Aufgabe stellt, für die Verbreitung der Werke des Dichters zu wirken, die Quellen der Kraft und Freude, die er spendete, in weite Kreise zu ergießen, und seine Persönlichkeit, die Zahllosen in Stille Richtung und Weg gewiesen, uns als vorbildlich und liebenswert zu bewahren. Daneben erkennt die Gesellschaft überhaupt in der Erhaltung und Belebung der Jungbrunnen unseres geistigen Besitzes eine wichtige Aufgabe der Gegenwart, der sie im Rahmen ihres Strebens gerecht werden will.

Wir rufen alle, die mit uns Liebe zu dem Dichter und Menschen Cäsar Flaischlen haben, auf, als die Mitglieder der Cäsar Flaischlen-Gesellschaft ihm auch weiterhin Gesellschaft zu leisten und unser ideales Streben zu unterstützen.

Die Gesellschaft versendet alljährlich an ihre Mitglieder eine aufs Sorgfältigste ausgestattete Veröffentlichung. Es kommen unter anderem zunächst in Betracht: Manuskriptblätter, Handzeichnungen, Vertonungen, Briefe, Selbstlebtes, so daß Flaischlens Bild wohl um manchen lebensvollen Zug bereichert werden wird. Die Gesellschaft beschäftigt sich überdies mit dem Gedanken (bis auf weiteres in des Dichters Wohnung in Berlin), ein Cäsar Flaischlen-Archiv zu errichten, um dort handschriftliches zu sichten und zu ordnen sowie Neuausgaben vorzubereiten. Hier mögen auch Flaischlens Sammlungen erwähnt sein im Sinne eines Arbeitsfeldes, auf dem noch manch köstliche Frucht reifen kann.

Der Jahresbeitrag ist auf 30 Mark festgesetzt worden. Neben den ordentlichen Mitgliedern sind der Gesellschaft auch Förderer willkommen mit einem jährlichen Beitrag von mindestens 250 Mk. Für Vereine und Körperschaften gelten besondere Abmachungen, die durch das Arbeitsamt zu erfahren sind.

Mitgliedsbeiträge, sowie alle Anfragen und Zuschriften, auch etwaige Abmeldungen, die bis zum 31. Oktober des laufenden Jahres zu erfolgen haben, wolle man freundlichst nur richten

an das Arbeitsamt 3. H. Karl Peter, Hamburg-Klein Borstel 239.

Elsa von Bockelmann, Lisa Tezner und vom Märchenerzählen im Volke

Von Karl Paul Hiesgen

Die Welt ist eine Fabrik geworden. Darin die Menschen Maschinen und Mechanik. Die Romantik ging verloren. Es lebt kein Rübezähler, kein Rattenfänger von Hameln mehr im Volke. Der Volksmund verstummt. Doch aus dieser dorignen Zeit wächst nirgend eine Rose, daß man an einen Dornrösenschlaf im Lande glauben könnte.

Auf den Bloksberg habe ich die Menschen all' gewünscht, die kein Herz mehr im Leibe haben. Und es kam ein Maitag, und ich kam in den Harz, stieg auf den Bloksberg, und richtig, mein böser Wunsch war in Erfüllung gegangen. Auf dem Bloksberg fand ich sie alle wieder, die ich verwünscht hatte, doch nicht auf Befestigten wie die Hexen auf dem Hexentanzplatz, aber mit Smoking und Cutaway und Lackstiebeln und Sommerfrischermänteln, und sie tranken Sekt und Wein, und Hänsel und Gretel, und Rotkäppchen und Schneewittchen ließen fort zu den sieben Zwergen in den tiefen Wald. Und der alte Rübezähler, der in mancherlei Verkleidung am Wege stand, ihn erkannte keiner, keiner begrüßte oder beachtete den Alten. Da nahm Rübezähler seinen Sack, packte wütend alle Romantik des Landes dahinein, ging zum Köhler, der an seinem Kohlenmeiler stocherte, und warf alle lustigen Schnurren und lieben Märchen des Volkes ins Feuer. „Im ganzen Lande soll es davon so rauchen, daß es allen an die Nieren geht!“ hörte ich Rübezähler fluchen. Behutsam ging ich da dem Alten aus dem Wege. Wer weiß, was mir geschehen wäre, hätte ich seinen Weg gekreuzt. Die Röhrtrappe wäre ich hinuntergefallen, und die ist zweihundert Meter tief.

In meiner Angst, es könne wirklich wahr werden, was Rübezähler gesagt hatte, zog ich durchs ganze Land und erzählte es den Leuten. Ausgelaucht haben mich die, und keiner, kaum einer wollte mir glauben.

Und einmal, es war Nacht, Sternalter regneten vom Himmel, da saß ich sinnend auf einer Waldwiese in Thüringens Bergen. Wabernde Flammenlohe stieg zur Sommersonnenwende empor, drunter im Tale weinte der Bergbach wie ein Kind, das auf die blumige Wieje will, da sahen wir im Kreise, der Waldhütter und sein Weib, ein Drechslergeselle und Bauern und ein König, der König Ferdinand von Bulgarien war es von der nahen Coburg. Sagt jemand, Lisa Tezner, die Märchenfrau, käme zu uns heut Nacht heraus. Ich habe nicht mehr behalten, ob Lisa Tezner eine Tochter oder Enkelin von Rübezähler sei, kurzum, ich weiß bestimmt, daß sie nahe verwandt mit ihm ist. Und sie kam angehumpelt mit Rucksack und Stock, hatte unser Feuer auf dem

Berge gesehen und geglaubt, ihresgleichen zu finden. Und sie fragte einen jeden von uns, wer wir seien. Und als der König auch seinen Namen sagen mußte, da wollte sie nur Königsmärchen erzählen. Da hat das Bauernmädchen den König geneckt, und der hat gelacht, daß ihm die Tränen in die Hände ließen. Das war in Thüringen.

Und in Danzig war es so ähnlich. Gehe ich erwartungsvoll eines Abends in den Remter der Johannischule, einen Balladendichter zu hören, da hat eine andere Märchenfrau ihre hand im Spiele. Das war Elsa von Bockermann. Und die saß da wie Frau Holle, nein, wie die Königstochter im eisernen Heinrich, ach was ich bloß rede, wie . . . wie, nicht wie die Gänselfie, als sie noch Gänselfie war, aber so wie die Gänselfie ausfah, als sie Königin war. Und was sie erzählt hat, kann der Seker nicht fertig bringen, denn Lachen drückt die Zeitung nicht und Tränen auch nicht.

In den Schaufenstern der Buchhandlungen hängt ihr Buch und seine, wunderseine Bilder von Elisabeth Thude sind da drin. Geht, schaut Euch das an und sagt mir, wie es Euch gefällt.

Glossen zur Kritik

Von Hans Frank

Dem Deutschen ist die Kritik gemeinhin etwas Negatives. Der Kritiker hat zu sagen: Das und das und das ist nichts, wieder nichts. Das Wort, das er am häufigsten zu gebrauchen hat, heißt: nicht. Denn der Durchschnittsdeutsche will, wenn er bei einer Tasse Kaffee, seiner Zigarette, sein Blatt liest, um alles in der Welt nicht aufgeregt werden. Einen Augenblick lang darf der Kritiker ihn in Spannung halten. „Sollte . . . diesmal . . . doch? — Gott sei Dank! Es ist nichts!“ Nicht neu, nicht originell, nicht gut, nicht bedeutend, nicht, nicht, nicht . . .

Allenfalls darf es noch heißen: dies hätte so sein müssen, und das und jenes so. Was im Grunde auch nichts anderes als Negation des Vorhandenen ist. Nur nichts loben, nicht bewundern, nichts preisen, nicht hymnen anstimmen. Das müßte man lesen, kaufen. Ein großer Kritiker hat „Nein!“ zu sagen, und nochmals Nein! und immer wieder Nein! Wer sich schnell als Kritiker einen Namen machen will, hat nur nötig, alles, womöglich etwas recht hochgeschätztes, konsequent zu verreichen. „Welch ein Kritiker!“ sagt man bewundernd, beugt sein Urteil willig dem Geltrengen und geht beruhigt von seinem Blatt zu seiner Hantierung.

Publikus sieht gerade beim großen Talent am liebsten den Kritiker die Peitsche schwingen. Denn nichts ist ihm unangenehmer, als zur Ehrfurcht vor einem Konner übergehen zu müssen. Er will empfinden und sagen: „Sieht Du, der ist auch nicht besser, als die anderen alle.“

Ein Kunstwerk ist zum Genießen da. Nicht zum Urteil. Auch für den Kritiker. Mit einem Urteil — einem Denkprozeß also — hat die Kunst nichts zu tun. Der Gefühlsvorgang, den sie auslöst, ist das A und O ihres Zweckes. Kritik ist nichts weiter als die lebendige Darstellung dieses Gefühlsvorganges: allenfalls noch ein Aufspüren der Gründe, die seinen Verlauf bestimmen.

Kritik ist vorgemachtes, vorgelebtes, dargestelltes Genießen. Eine schier unbegrenzte Genussfähigkeit — nicht zum Schlechten hin möglich weit vorgehoben, sondern nach der Seite widerstrebender Eigenheiten hin — macht vor allem den Kritiker aus, nicht das Wissen, nicht das Kennen, nicht das Urteil. Daz zu ihr noch die Gabe hinzukommen muß, das Empfundene lebendig darzustellen, ist eine solche Selbstverständlichkeit (oder sie sollte es doch für jeden Kritiker sein), daß man sich scheut, es noch besonders zu erwähnen.

Weil dem so ist, gibt es für die Einschätzung des Kritikers (einen Kritiker kann und muß man beurteilen, ein Kunstwerk nicht), keinen wichtigeren Moment, als den, ihn im Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Erlebnis, zwischen seinem Denken und seinem Gefühl zu sehen. Gemeinhin pflegt der Kritiker sein Fühlen durch sein Wissen zu korrigieren. Nur Große im Lande der Kritik sagen: „Wissen hin; Wissen her! So hats auf mich gewirkt. Damit basta!“ Für sie sind nicht Wissen und Kennen, sondern das Fühlen bestimmend.

Nur von dem Kritiker habe ich etwas, der mir rücksichtslos, unverhüllt, sein Fühlen vor Augen stellt. Noch mehr, wenn das meine dem seinen widerstrebt, als wenn es mit ihm zusammenklängt. Denn im ersten Falle wird das meine in viel höherem Maße befestigt, und dadurch auch für die Ferne wirksamer als im leichten. Was soll es uns helfen, wenn ein Kritiker urteilt und uns die Gründe seines Urteils vordoziert?

Aber, höre ich, gibt es denn das überall, „eine Darstellung des Gefühlsvorganges?“ Können Worte Gefühle aufzeigen und weitergeben? Bei Gott, nein, das gäbts glücklicherweise nicht. Mit Hermann Bahrs Worten: „Je verschwendischer man glühende Adjektive, leuchtende Metaphern verstreut, desto ärmer und hilfloser stammelnd kommt man sich nur immer vor und spürt nur wieder, daß kein Wort jemals die Kraft hat, ein wirkliches Gefühl zu nennen.“ Aber ist es denn in der Kunst im Grunde anders? Hat sie der größte aller Kunstkennner nicht „Sprache des Unaussprechlichen“ genannt? Darin gerade beruht das mit der Kunst Verwandte der Kritik, das Recht von künstlerischer Kritik, der Kritik als Kunstwerk zu reden, daß auch sie Unaussprechbares aussprechen, Unlösbares loslösen, Nichtweiterzugehendes weitergeben will und muß. Man mag das mitten im Ringen, im Affekt, in der Erschaffung aus Kurzsichtigkeit beklagen. Sieht man genauer zu, so wird der Mund voll Rühmens sein. Noch

immer hat der Mensch da das Größte geleistet, wo er einem Unmöglichen zustrebt, noch immer das Beste erreicht, wo es sich nur um eine Annäherung an das ferne Ziel handelt, nicht da, wo er es wirklich oder eingebildetemmaßen erreichte. Ziele, die man erreichen kann, sind nicht wert, daß man ihnen auch nur einen Fußbreit zustrebt. Erst die unlösbare Aufgabe reizt die Kraft des Menschen über sich selbst hinweg. Der Kritiker, der meint, er könne, was er wolle, ist ein Narr oder ein Dummkopf. Die Großen, die am weitesten vordrangen, erkannten noch immer am schärfsten des Ziels Ferne, das die Kleinen dicht vor ihrer Nase wöhnen.

*

Ein paar Worte von den Mitteln.

Wenn uns ein Künstler oder einer, der es gern sein möchte (was ja in sich schließt, daß er es nicht ist, denn wer Künstler ist, ist es gezwungen und möchte in 99 von 100 Fällen lieber Schuhflicker oder Hosenfabrikant sein, wenn er es nur sein könnte) — wenn ein Künstler von einer Person sagt, sie sei gut, von einer anderen, sie sei böse, von einer dritten, sie sei geizig, von einer vierten, sie sei reichbaräisch, so verschlägt das gar nichts bei uns. Es dauert nicht solange, alles geht durcheinander. Wir sehen den Geizhals da, wo er den Starkkopf haben will, und sektent den Engel gar an die Stelle des Teufels. Jedermann weiß ohne weiteres, woran es liegt. Zeigen, vor Augen stellen, schauen lassen soll er, dann braucht er uns nicht umständlich zu sagen. Dem Kritiker aber nimmt man es in der Regel nicht übel, wenn er mit dürren, direkten Worten sagt, das Buch ist gut, das recht gut, das genügend, das 1–2, das 4, das 5. Nein, man fordert es gar von ihm. Kann es einem doch passieren, wenn man mit ganzer Hingabe eine Kritik geschrieben hat, in der jedes Wort das grundlegende Gefühl atmet, aus der die Stimmung, die das Buch hinterließ, nur so herausschlägt, hinterher angerempelt zu werden, man habe nicht gesagt, wie man über das Buch denke. Denke! Es ist zum Verzweifeln. So sehr ist man an den Unsinn gewöhnt, daß man ihn geradezu als das Richtige begehrte. Und hinterher wundert man sich noch, daß man sich durchaus nicht erinnern kann, daß einem alles durcheinander geht, daß man beim besten Willen sich nicht mehr erinnert, ob A. dieses Buch hochstelle und jenes niedrig, oder umgekehrt, und B. dieses niedrig und jenes hoch oder umgekehrt.

Nicht der Hirnkasten des Geniehers hat daran Schuld, sondern der Kritiker. Wie in der Kunst ist in der Kritik die direkte Charakteristik nicht einen Pfifferling wert; wie dort ist sie das sicherste Zeichen der Impotenz. Nicht sagen, dies ist so und jenes so, soll der Kritiker, zeigen soll er, daß es so ist, schauen, erleben lassen. Man kann Kritiken erleben lassen und erleben. Wege dahin gibts tausende und noch einige. Aber der gerade, große, breite, vielbegangene, der vorgibt, geradeswegs

in Kürze zum Ziel zu bringen, lügt; er endet bald an einem Abgrund, über den auch der beherzte Sprung nicht hinwegträgt. Die aber, die erst als Umwege sich anließen, bringen uns hinterher mit einer Wendung überraschend schnell ihm nahe.

Wer kann das Licht, wer kann die Nacht wiedergeben? Was kann es helfen, wenn einem gesagt wird, das habe ich so und so, und jenes so gesehen, hier fühle ich dieses, dort jenes und da gar nichts? Was sollen die toten abgegriffenen Worte? Man kann nur Flecken neben Flecken, Punkt neben Punkt, Farbe neben Farbe sezen. Und wems gelingt, es so zu tun, daß aus den vielen flimmernden Tüpfen plötzlich im Auge des Beschauers (wer will sagen wie?) ein Bild aufleuchtet, das die Sonne des Werkes ihm ins Auge scheint, die Nacht ihn mit ihren Fittichen berührt, daß Gestalten wandeln, Augen glänzen, Hände beben, wems gelingt, daß es aus wirren Flecken zusammenrintet: der eben ist ein Kritiker. Wem nicht: ein elender Päker.

Nebenbei eine Selbstverständlichkeit: Ich weiß sehr wohl, daß die kurze Nachrichtenkritik, die es mit dürren, zensierenden Worten genug sehn läßt, in unseren Tagen, in denen so entsetzlich viele Bücher erscheinen, nicht zu entbehren ist. Ich wollte aber nicht von den Vorkritikern und ihren Produkten, nicht von den Kärrnern, sondern von dem Meister am Bau reden.

*

Man schaut bei uns Kritiken, insbesondere, wenn sie in einem Bande gesammelt sind und mit dem Anspruch aufstreten, länger als ein paar Tage leben zu wollen, gemeinhin über die Achsel an. Es ist nur zu begreiflich, wie wir dazu kommen. In wievielen war denn Leben, als sie zur Welt kamen? In Spiritus gesetzte Leichtenteile gehören aber nicht gerade zu den erfreulichsten Anblicken. So sehr das Urteil also dem Einzelfalle gegenüber im Rechte ist, so verkehrt ist es in seiner Verallgemeinerung. Die wertvollsten ästhetischen Erkenntnisse haben uns noch immer an konkrete Fälle angeschlossene Ausführungen, nicht in den Höhen schwiebende, philosophierende Erörterungen gegeben. Julius Bab macht einmal darauf aufmerksam, wie die drei großen Grundwerke der deutschen dramaturgischen Erkenntnis, Lessings Hamburgerische Dramaturgie, Hebbels Tagebücher und Ludwigs Shakespearestudien durchweg an bestimmte Einzelwerke, immer an einen bestimmten Fall anknüpfen, vom kritischen Geist durchweht und durchaus unverbunden in der Form sind. Da sprühen die Funken der Erkenntnis; mit den philosophisch-ästhetischen Wälzern lockt man keinen Hund vom Ofen. Was sind tausend Seiten in einer Ästhetik eines Philosophieprofessors gegen eine Seite Hebbels, eine Analyse Ludwigs? Aus ihnen springt mehr ästhetische Erkenntnis auf uns über, als aus hunderten von prätentiösen Abhandlungen, Untersuchungen, Werken und sonstigen Fleißprodukten.

Die Berliner Romantik 1800—1814

Von Josef Nadler. Berlin, verlegt bei Erich Reiß.

Von Hans Benzmann

Man muß es zunächst bedauern, daß dieses durch die Neuheit und Selbständigkeit der in ihm ausgesprochenen Ideen und durch einen geistvollen fesselnden Stil ausgezeichnete Buch mit einer Vorrede — von dem sarkastisch veransagten Verfasser: „Vorschuß an meine Scherbenrichter“ benannt — beginnt, die dem von seinen wissenschaftlichen Gegnern angegriffenen Verfasser allerdings auf der Seele gebrannt haben mag, die aber dem unbefangenen Leser, der diese gelehrten Zusammenhänge nicht kennt, in ihrer Polemik und auch in ihren Thesen zum Teil verständlich bleibt. Man befürchtet, daß auch der weitere Inhalt in diesem geistreichen und nur Eingeweihten verständlichen Stil gehalten sein werde. Man wird aber dann durch die sachliche, phrasenlose, wenn auch nicht hypothesenfreie, Darstellung angenehm enttäuscht. Zweifellos ist dieses Buch eines der selbständigssten literarhistorischen und kritischen Werke, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Die Entstehung, das Wesen und die kulturellen, religiösen und künstlerischen Ziele der deutschen Romantik werden hier ganz anders in ihren Wurzeln und in ihrem Wurzelboden erfaßt, ganz anders aus intuitiven, man möchte fast sagen magisch-notwendigen ethnographischen, völkischen und entwicklungsgechichtlichen Zusammenhängen erklärt, als dies jemals von den älteren Interpreten dieser interessanten kulturellen und literarhistorischen Probleme versucht worden ist. Alle früheren Erklärungen und Darstellungen wirken dieser neuen gegenüber doktrinär, weil sie das Problem als rein literarisches oder ästhetisches zu erfassen bestrebt waren. Nadler deutet die romantische Weltanschauung als das natürliche Ergebnis einer großen, aus Völkerverschiebungen zeitlich hervorgehenden, jedoch der germanischen Volksseele intuitiv entsprechenden und daher notwendig als epochale kulturelle und geistige Erscheinung sich vollziehenden Bewegung. Schon aus diesen Gründen mußte er in einleitenden Kapiteln auf die kulturellen Probleme der Völkerwanderungen, Völkerverschiebungen, Blutmischungen usw. ausführlich eingehen. (Nebenbei sei bemerkt, daß das Buch der Vorläufer eines größeren Werkes ist, augenscheinlich als Abschnitt eines solchen aufzufassen ist; auch aus diesem Grunde ist die breite ausführliche Darstellung jener allgemeinen kulturellen Probleme erklärlich.) Auf diese Probleme selbst, die Nadler in sehr subtiler und einleuchtender Weise behandelt, auf seine Ausführungen über das Wesen des Kulturvolkes und des Naturvolkes, über Blutmischung und gegenwärtige Beeinflusungen bei Einwanderungen, Eroberungen usw. (große Beispiele sind hier und werden eingehend beleuchtet: die griechisch-orientalische Kultur, die hellenische Renaissance, die italienisch-römische Renaissance gegen das ein gedrungene Germanentum), insbesondere auf

seine höchst geistvollen Erörterungen über die jeweilige Bedeutung des als Wirt und des als Gast auftretenden Volkes und deren Beziehungen zu einander, will ich hier nicht eingehen. Was für uns von besonderer Bedeutung ist, das ist die Darlegung der Romantik als eine ostdeutsche, ostelbische geistige Bewegung der Neuzeit, nachdem die gleiche geistige Bewegung im westlichen Deutschland im späteren Mittelalter sich erkippt hatte. In großen Zügen: Nadler unterscheidet zwischen einer germanisch-romantischen Völkermischung und einer dementsprechenden, jedoch vom Germanentum geleiteten westdeutschen mittelalterlichen Kultur, als deren geistige Höhepunkte doch wohl die religiöse Mystik und ihre Schöpfer in Frage kommen, und einer germanisch-slawischen Völkermischung und dementsprechenden, wiederum vom Germanentum geleiteten ostdeutschen neuzeitlichen Kultur, die den geistig-religiösen Inhalt der mittelalterlich germanischen Kultur wieder aufnimmt. Als diese Neu- und Weiterentwicklung des deutschen Geistes im Sinne einer geistig-religiösen elementaren intuitiven notwendigen Bewegung offenbart sich ihm das Wesen der deutschen Romantik, die er also als eine im tiefsten und eigentlichen Sinne kultur-nationale auffaßt. Die Anfänge dieser Bewegung führt er zurück auf die Erneuerung des deutschen Geistes, der deutschen Sprache bereits durch Opitz und die sogenannten sächsischen Dichterschulen. Der deutsche Mystizismus erhebt von neuem in den Werken Jacob Böhmes und des Angelus Silesius, die die Ideen der west- und süddeutschen mittelalterlichen Mystik wieder aufnehmen. Im 18. Jahrhundert setzt dann die Bewegung mächtig und intuitiv geistig sich weiter fort, gefördert zunächst durch den Pietismus Zinzendorfs (Schlesien, Lausitz). Ein neuer Anstoß kam von Königsberg: Hamann, Herder, Kant, Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann sind Ostpreußen. Die schlesisch-lausitzische Reihe, vertreten durch Fichte, Schleiermacher, Abraham Gottlob Werner, Johann Wilh. Ritter, gab dem Vorgang neue und mannigfaltige Richtungen. Als dritte bedeutsame Reihe erweist sich dann die Berliner Reihe, der Karl Philipp Moritz, Tieck, Wackenroder angehören. Mit Nachdruck weist Nadler auch darauf hin, daß die übrigen Romantiker, wie Runge, Friedrich, E. M. Arndt Pommern, wie Hardenberg, Heinrich v. Kleist, Fouqué, die Gebr. Schlegel Norddeutsche sind. Ich kann hier nur von diesem äußerlichen Standpunkte aus auf die ungemein inhaltreichen und alle geistigen Beziehungen aufhellenden, höchst interessanten und immer selbständigen Darlegungen hinweisen. Ich will auf das gerade für den Orient bedeutungsvolle Werk zunächst nur nachdrücklich aufmerksam machen, indem ich mir eine eingehende Würdigung des geistigen Inhalts für eine andere Gelegenheit vorbehalte. Abgesehen nun von jenen ethnisch-kulturellen Zusammenhängen, die unter Wahrung der bodenständigen und zeitlichen Besonderheiten hier eine geistvolle und intensiv fesselnde Dar-

legung erfahren, möchte ich noch ganz besonders auf die wertvollen Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten an sich aufmerksam machen. Diese kurzen Untersuchungen und prägnanten Synthesen besagen mehr als die gequälsten unselbständigen, eingehenden Analysen bisheriger literarhistorischer Werke. Romantische Geister, wie Zacharias Werner, Friedrich de la Motte Fouqué, Achim von Arnim, erfahren hier eine ganz neue, wahrhaft geistige, aus ihrem wirklichen Wesen heraus aufgepürte Bewertung. Ein Meisterwerk psychisch-kulturhistorischer Wiederbelebung ist z. B. auch die Darstellung der Persönlichkeit Johannes Müllers und ihrer politischen und literarischen Wirksamkeit. Und ebenso taucht höchst lebendig und wesenhaft aus seinen Lebenszusammenhängen, geistigen und politisch-literarischen Sphären: Heinrich v. Kleist. Kurz, das Buch leitet hinüber zu einer neuen Durchdringung kultureller Phänomene, geschichtlicher Entwicklungen und der geistigen Probleme des Germanentums. Insbesondere ist es aber von Wert für ein nicht mechanisches, sondern der organischen Entwicklung entsprechendes geistiges Verstehen der ostdeutschen Kultur.

Zweite Ausstellung der Norddeutschen Sezession. Stettin 1922

Von Otto Brattskoven

In dem wuchtigen und klar gegliederten Museumsbau, der von der Hakenterrasse auf das Hafentreppenhaus blickt, hat man der Norddeutschen Sezession im Erdgeschoss einige Räume zur Verfügung gestellt. Eine radikale Künstlergruppe. Vornehmlich Hamburg, Stettin und Königsberg. Danzig fehlt leider ganz. Dann Künstler aus Berlin, Potsdam, München und Wiesbaden, die von der Ostseeküste stammen. Fast alle sind äußerst radikal, nur ein Drittel aber bringt auch das künstlerische Äquivalent mit. Den meisten Malern fehlt eine auch in der Radicalität notwendige Diszipliniertheit. Zumal Stettin hat in seinen Vertretern keine sehr bedeutende Physiognomie. Die Wildheit von Paul Holz lässt bald eine nicht ganz einwandfreie Kreuzung zwischen Barlaß und Kokoschka erkennen. Ungleich solider erscheint dafür Königsberg, wo sich auch Ansätze zu einer spezifisch ostdeutschen modernen Kunst erkennen lassen. Voran Arthur Degner. Die Schwere seines Blutes legt sich auch in seine Farben. Niemals wird in seinen Bildern eine befreiende Helligkeit sein. Aber die Arbeit mit seinen Mitteln ist volle Charakterhaftigkeit. Seine Landschaften sind Verkörperungen der ostpreußischen Landschaft: schwer, fett, dunkel ernsthaft und wenig lichtgefüllt. Seine Porträts sind unaufdringlich, fast zu sehr zurückhaltend und beste Handwerklichkeit. Daneben ist Domisch ein lebendiger, farbiger, frischer, und trocken tritt immer seine Herkunft und das sich daraus bedingende Temperament an die Oberfläche. Das Oestliche verrät sich stets. Die Landschaften Frey-

muths sind solide, haben dabei eine gewisse Ähnlichkeit mit denen Degners. Eine gegenseitige Beeinflussung ist unverkennbar. Aus Hamburg kommt keine bodenständige Kunst. Daneben ist alles von dort bis auf Ahlers-Hestermann, der sich in Paris gefügt hat, und der seine kubistisch geregelten Landschaften mit einem unheimlich kompositionsfähigen Farbgefühl zu vereinigen weiß, sehr unwesentlich. Die Größen aus dem Reich machen die Ausstellung zwar nicht einheitlich, bringen aber Werke, die zeigen, was geleistet werden kann und muss. Nur fallen sie aus dem Rahmen einer spezifischen norddeutschen Art. Der einzige Norddeutsche, Barlaß, der jetzt nach Potsdam übergesiedelt ist, bringt leider außer drei Handzeichnungen nur einen sehr flauen Denkmalsentwurf: "Mutter Erde". Dafür gibt Richard Seewald, München, italienische Landschaften und die von seinen Augen auf die Leinwand gezauberten Tiere. Heuser, Berlin, ist bei aller Phantastik sicher und seiner Mittel sich bewusst. Und Wolf Röhrich, Berlin, hat eine mitnehmende Sachlichkeit, die dabei kein Atom an Frische verliert.

Aber die Ausstellung als Gesamtheit? Man hat bis jetzt kein Gefühl eines notwendigen und organischen Zusammenschlusses. Wenn auch die Leute aus Königsberg die Hoffnung offen lassen, daß die "Norddeutsche Sezession" auch innerlich einmal ihre Berechtigung bekommen wird.

Alfred Heins Dichtungen Von Arthur Silbergleit

Die Räume des Berliner Lessing-Museums, diese Erinnerungsstätte an Deutschlands unvergänglichen, gestrengsten und hoheitvollsten Künstler, betritt der andächtig hingebene nie ohne Ehrfurchtschauer, scheint doch die Lüftchen der Rhythmen jenes ernsten Geistes nachzuschwingen, die einst sein Leben bewegten, erwecken doch auch diese Räume uns Träume und vor allem die Sehnsucht, als Schaffender unserer Zeit vor den unerbittlichen Richterblitzen dieses hier in Marmor gemeindelten Genius nicht verlegen und verschämt die Wimpeln zu senken brauchen. Wenn man daher sachlich feststellt, daß der in Königsberg lebende Dichter Alfred Hein, dessen äußere Heimat Oberschlesien, dessen innere aber Welt ist, als eigener Mittler seiner Dichtungen, dem sich noch der bekannte Vortragskünstler Ernst Deutsch gesellte, im Berliner Lessingmuseum vor dem stummen Kriterium des Raumes in allen Ehren bestand, so wird ihm diese Tatsache gewiß mehr als der hosiannahafte Hymnus der reichshauptstädtischen Presse bedeuten. Und weil man in einer Zeit oft marktschreierisch hochgelobter Halbbegabungen nicht gerade oft vollgültigen Gestaltern begegnet, seien hier einige Worte über Heins Dichtungen zur Kennzeichnung seines künstlerischen Wesens und Weges gestattet. So bleibt sein "Lindenfrieden" durch die volks-

tümliche Schlichtheit seiner Melodienfülle in unferer an einfachen Weisen gar armen Zeit außerordentlich bemerkenswert; so besticht sein Versreigen: „Terzinen an die tote Isot“ durch Formencliff und Erlesenheit der Wormwahl; so gemahnt seine „Frauenburger Reise“ in ihrer Klarheit und Zartheit an Mörikes Prosakleinod: „Mozart auf der Reise nach Prag“; so glückte dem Dichter sein Epos: „Europas Glück, Untergang und Ewigkeit“, ein Wurf von seltener geistiger und felsischer Schleuderwucht. Man kann jedenfalls von der Entwicklung Alfred Heins sehr Erfreuliches erwarten, denn dieser Dichter darf bereits heute beanspruchen, daß man seine künftigen Wege beachte.

Deutsche Bühnenkunst in Neupolen

Von Hermann Rauschning

Als es einst galt, die ehemals polnischen Gebietsteile Südpreußens für deutsche Kultur zu gewinnen, wurde auch Goethe um Rat gefragt, mit welchen Mitteln dies Ziel wohl zu erreichen wäre, und er schlug die Pflege deutscher Bühnenkunst durch Wandertheater vor, — ein Rat, der ihm, nebenbei bemerkt, von Polen die Bezeichnung als des ersten Hakkisten eintrug. Deutsche Bühnenkunst als kräftigste Trägerin deutschen Wortes zu pflegen, wird nun auch unter den ganz veränderten Verhältnissen, da das Deutschtum im abgetretenen Gebiet nicht mehr daran denken kann, für seine höhere Kultur unmittelbar zu werben, sondern allein um seinen Bestand kämpfen muß, eine der Hauptaufgaben nationaler Abwehr und seelischer Kräftigung sein. Freilich nur, wenn die Bedeutung der Aufgabe bewußt bleibt und kulturstolze Marktware von den Brettern bleibt.

So sind seit der Umwälzung in vielen Orten Neupolens deutsche Bühnen entstanden, fast durchweg mit Dilettanten als Spielern, und diese Entwicklung und Selbsthilfe angesichts der Unmöglichkeit, die großen deutschen öffentlichen Theater fortzuführen, ist auf das entschiedenste zu begrüßen, wenn auch nicht immer mit gleichem Geschick und Erfolge eine Auslese und Beschränkung auf das Mögliche und Wertvolle durchgeführt wurde. Wenn ein Berufstheater gezwungen ist, seinen Fortbestand durch kassenfüllende Zugtücke zu sichern, so hat eine Liebhaberbühne, die über den Rahmen des die Öffentlichkeit nicht berührenden Vereinsspiels hinaus eine Kulturaufgabe erfüllen will, entschieden die Verpflichtung, sich auf das künstlerisch und völkisch Wertvolle zu beschränken. Hier liegt eine der fruchtbaren Kräfte, die künstlerisches Liebhabertum vor Berufskünstlertum voraushaben kann. Und sich dieses Vorteils zu begeben, heißt in der Lage des Deutschtums in Polen den Wert der Tätigkeit überhaupt in Frage stellen. Es sei nicht verschwiegen, daß in diesem Punkte von allen deutschen Bühnen Neupolens aus falscher Rücksicht auf das Publikum gefehlt wurde, wenngleich genug

des Anerkennenswerten bleibt. Jedes Entgegenkommen dem verwahrlosten Massengeschmack rächt sich sehr schnell und bringt auch dem besten Streben die innere Kraft, und so dürfen sich die deutschen Bühnen nicht wundern, wenn das Publikum in Stadt und Land mit der billigen Begründung, in der schweren Zeit brauche man heiteres und zerstreunendes, Kunst ablehnt und Operette und Posse verlangt. Unsere deutsche Kulturspflege in Polen hat aber nur dann einen Sinn und Wert, wenn sie von Anfang bis zu Ende eine Erziehungsarbeit und die deutsche Bühne — mag man auch sonst diesen Gesichtspunkt als zu eng ablehnen — eine „moralische Anstalt“ ist, und wenn die Aufführungen, nicht anders als in den Bürgerspielen früherer Jahrhunderte, zu Festen werden, die das Deutschtum als eine einzige Gemeinde zusammenführen, wie etwa in Graudenz bei einer, künstlerisch zwar nicht überall einwandfreien, aber in ihrem Ziel Anerkennung verdienenden Aufführung der „Maria Stuart“. Wie den Bühnen das sichere finanzielle Rückgrat zu geben wäre, daß sie unbehindert ihren Kulturaufgaben dienen können, dafür ließen sich wohl in dem Rahmen eines dramatischen Vereins mit unterstützenden Mitgliedern Mittel und Wege finden. In Musikvereinen hat man diese Wege seit langem beschreitbar gefunden, und reiche Kulturarbeit ohne Rücksichtnahme auf den Massengeschmack leisten können.

Diese allgemeinen und kritischen Gedanken drängen sich bei einem Überblick über das auf dramatischem Gebiet bisher in Neupolen Geleistete auf. Es ist erstaunlich viel mit frischem Mut gewagt worden, und wenn hier auch nicht Einzelheiten aus dem Spielplan der größeren Bühnen gebracht werden können, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß, mit Einschränkungen, der Wille, wirkliche Kunst zu bieten, wohlgelungene Aufführungen von Klassikern und modernen Kunstwerken geschaffen hat. Die deutsche Bühne in Bromberg, die demnächst ihr zweites Spiels Jahr schließt, ist unter der ausgezeichneten straffen Leitung von Dr. Tieke als die bedeutsamste Bühne anzusprechen. Ein Jahr jünger als sie ist die deutsche Bühne in Graudenz. Älter als beide, aber infolge der starken Abwanderung und mangels geeigneter Räumlichkeiten mit besonderen Schwierigkeiten kämpfend, wirkt in Posen der deutsche Theaterverein. Neben diesen drei größeren Bühnen werden in einer Reihe kleinerer Städte gleichfalls von einheimischen Liebhaberkräften, bis herab in das deutsche Dorf, regelmäßig Theateraufführungen veranstaltet, in Konitz, Obornik, Czarinkau und anderen Orten ist manche überraschend gute Aufführung zu verzeichnen. Besonders erfreulich hat hier die deutsche Theaterbücherei in Bromberg, von Dr. Biedermann begründet und geleitet, gewirkt, die unter günstigen Bedingungen die bekannte Maßdorffsche Sammlung guter volkstümlicher Bühnenwerke auslieh und zum Spiel in Volksunterhaltungsabenden anregte.

Indessen bleibt doch die neue Hauptaufgabe, das Deutschtum auf dem Lande, das am schwersten und in vorderster Reihe um seinen Bestand kämpft, durch künstlerisch gebiegene Aufführungen anzuregen. Die in der Hauptsache aus Dilettanten bestehenden örtlichen Bühnenunternehmen können dieser Aufgabe nicht gerecht werden, da ihre Spieler durch ihren Hauptberuf an Ort und Stelle gefesselt sind. So war ihnen ein Wandertheater zur Seite zu stellen, das dem gesamten Gebiete dienen könnte, von Berufskräften gebildet wäre und, unterstützt von den großen Organisationen des Deutschtums, unabhängig von finanziellen Rücksichten, sich der Pflege beiter Volksbühnenkunst widmen dürfte. Als Beispiele könnten die in mehreren deutschen Landschaften mit Erfolg spielenden Volksbühnen nach Art der Haas-Berkow- und Gümbel-Seiling-Spiele dienen.

Unter besonderen Schwierigkeiten konnte ein Durchgang mit der Verpflichtung einer eigenen Wanderbühne seitens des Deutschtumsbundes Polen unternommen werden. In etwa siebenzig Orten konnten seit Anfang Januar die Mysterienspiele vom „Sündenfall“, „Theophilus“, „Das Redentiner Osterpiel“, sechs der herzhaftesten Fastnachtsspiele von Hans Sachs, daneben aber auch moderne Stücke, wie Hans Josts „Der Einsame“ und Nestrons „Lumpazivagabundus“, gespielt werden. Shakespeares „Was ihr wollt“, Kleists „Zerbrochener Krug“ und Büchners „Wozzeck“ werden demnächst folgen. Die Aufführungen, die zum Teil ausgezeichnet und von großer künstlerischer Wirkung waren, wurden in farbigen Vorhängen gespielt, die, leicht aufzuhängen, auch in den einfachsten Räumlichkeiten wirkten, besonders aber, wie in einigen Fällen bei Aufführung der Mysterienspiele in Kirchen, Räume von großem künstlerischen Zauber schufen. Inszenierung und Entwurf der Kostüme lag in den Händen des darstellerisch ausgezeichneten leistenden künstlerischen Leiters der Truppe, Joachim Marowski. Es darf die Erwartung ausgesprochen werden, daß dies Wandertheater, das vorläufig noch mit Personalschwierigkeiten zu kämpfen hat und dadurch in seinen künstlerischen Leistungen stark behindert ist, weiter ausgebaut werden und damit zu einem bedeutenden Teil an der großen Aufgabe der Erhaltung deutscher Kultur in Polen mitwirken kann.

Bon unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Namen wie Carl Bulcke, Lovis Corinth, Hans Franka, Arno Holz, Max Halbe, Walter von Molo, Johannes Schlaf, Richard von Schaukal, sind zu bekannt, um noch an dieser Stelle von ihrem Werk zu sprechen. Man nehme dazu den Kürschner oder eine Literaturgeschichte zur Hand, um sich zu unterrichten. Wir können hier höchstens auf dies oder jenes ihrer Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind, hinweisen. Trotzdem ist es oft erstaunlich, daß Gebildete nicht wissen, wie eng die Dichter mit ihrer

Heimat, so Bulcke, Corinth und Holz mit Ostpreußen, Max Halbe und Paul Enderling mit Danzig verbunden sind. In ihrem Schaffen grüßt uns aber die Heimat, die sie zwar verlassen, aber nicht vergessen haben. Über Max Halbes Leben haben wir in der „Weichselausgabe“ (I 7), über Arno Holz in der Sonderausgabe „Dichter des Ostens“ (I 11) ausführlich gehört. Von Carl Bulcke werden wir in einer späteren Ausgabe sprechen. Von Lovis Corinth berichtet uns das 10. Heft des ersten Jahrgangs, und Hans Franka findet eine verständnisvolle Einführung in sein Werk durch den Danziger Dichter Willibald Omankowski (I 8). Auf Lovis Corinth's sämtliche Schriften, die 1920 im Verlag Gurlitt-Berlin erschienen sind, wollen wir besonders aufmerksam machen. Diese gesammelten Aufsätze geben einen wertvollen Einblick in die Kunst unserer Zeit und zeigen, daß Lovis Corinth auch die Feder wohl zu führen weiß.

Walter von Molos Lustspiel „Till Lausebums“ (Verlag Albert Langen-Münzen), von dessen Entstehen uns der Dichter in Heft 10 des zweiten Jahrgangs der O. M. erzählt, hat in Bonn einen starken Eindruck bei der Uraufführung hinterlassen und ist von einer Reihe fürbreiter Bühnen in nord- und westdeutschen Städten angenommen worden. Hier ist es auch Pflicht des Ostens, an eine baldige Aufführung zu denken.

Wer über das Leben von Hermann Strunk (II 2), Katarina Botsky (I 3), Johannes Schlaf (II 1), Martin Borrmann (I 3), Franz Mahlke (II 2), Franz Alfons Gonda (I 7), Hans Benzmann (I 7), Kopernikulus (I 7, III 1), und Alfred Hein (I 5) sich unterrichten will, schlage in den in Klammern bezeichneten Heften nach. Über Axel Lübbe unterrichtet uns der Aufsatz von Elisabeth Görres.

Der am 26. Januar 1896 in Neumark in Schlesien geborene Fritz Walther Bischoff, dessen Buch „Gottwanderer“ uns eine neue Hoffnung gibt, bedarf wärmerster Förderung. Auch Dr. Alfred Brust, der am 15. Juni 1891 in Todenbüthen (Kreis Pogegen) geboren wurde, und jetzt in Hendenkrug, Bezirk Memel, lebt, zeigt Qualitäten, die aufzuhorchen lassen.

Ebenso erfordert Paul Enderling, der am 22. April 1880 in Danzig geboren wurde, unsere Teilnahme, zumal seine letzten Werke, „Gräulein“ und „Stürme in der Stadt“, eng mit dem Schicksal Danzigs verbunden sind. Seine Heimat spiegelt sich in allen seinen Dichtungen wider und Danzig hat die Pflicht, diesen schwer ringenden Künstler, der in Stuttgart lebt, auf jede Weise zu fördern. So sollte es auch für das Danziger Stadttheater eine schöne Aufgabe sein, den Dichter zu einer Morgenfeier zu verpflichten.

Dr. Wilhelm Bolze ist am 21. September 1888 in Celle in Hannover geboren und hat dort seine Kinder- und Jugendjahre verbracht. 1907 legte er seine Reifeprüfung an einem humanistischen Gymnasium ab, studierte in Göttingen und Leipzig Philosophie, Philologie und Geschichte, um im Dezember 1912 auf Grund einer

Dissertation über „Schillers philosophische Bedeutung der Aesthetik der Tragödie“ (deren Buchausgabe im Xenienverlag Leipzig erschienen ist) zu promovieren. Im letzten Jahr vor dem Kriege war er in Berlin Mitherausgeber und literarischer Schriftleiter der Wochenzeitung „Die Gegenwart“. Während des ganzen Krieges stand er als Soldat teils direkt an der Ostfront (in Polen bei Praslawitz, in Galizien, in Litauen an der kleinen Berezina und in Livland bei Uerküll), teils in Riga und Dorpat, teils in Ostpreußen. Einige seiner novellistischen Arbeiten spielen in Königsberg, bzw. Riga. Seit Kriegsende ist Bolze als sozialistischer Schriftsteller und Redakteur tätig, und war vom Dezember 1920 bis September 1921 politischer Redakteur der „Danziger Volksstimme“. In Buchform ist von ihm noch ein Novellenband „Der klirrende Moloch“ (Verlagsanstalt Arthur Collignon - Berlin) erschienen. Weitere Veröffentlichungen sind in Vorbereitung.

Studienfahrt des Philologenvereins von Ost- und Westpreußen

Sonntag, 1. Juli, in Marienburg, Besichtigung der Burg und Stadt.

Sonntag, 2. Juli, Führung durch Elbing und Besichtigung der Kirchen. Ausflug mit Haffferbahn nach Haffschlößchen, von dort Wanderung nach Tabinen. Weiterfahrt von Tabinen nach Braunsberg.

Montag, 3. Juli, Frauenburg.

Dienstag, 4. Juli, Führung durch Stadt und Schloss Heilsberg (mit einem Vortrag über Heilsberg in der ermländischen Geschichte).

Mittwoch, 5. Juli, Absfahrt nach Palminien. Führung durch die Bernsteinwerke (mit geologischen Vorträgen).

Donnerstag, 6. Juli, Dampferfahrt nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung. Besichtigung des Möwenbruches. Nachmittags geologische Excursionen (mit Vorträgen) (Wanderdünen, Elche).

Freitag, 7. Juli, Rückfahrt nach Cramz, dort Abschluß der Studienfahrt. Anschließend auf Wunsch Führungen in Königsberg oder Wanderung am Samländischen Strande von Rauschen nach Warnicken.

Anfragen (mit bezahlter Rückantwort) und Meldungen an St.-R. Wilm, Dt. Enslau, Niederwallstraße 8.

Buchbesprechungen

Hungere um deine Bücher. Sie wachsen in dich hinein, sie zerreißen die grauen Fäden der Sorge, sie spannen über den Alltag das Sternennetz der Ewigkeit. Sie werden dein Wanderstab, der dich nie enttäuscht, der nie gebrochen. Bücher erhöhen dich von der Welt. Mag Jungnickel

Adam Müller Gutenbrunn: „Dämonische Jahre“, ein Lenau-Roman. L. Staacke-Mann-Verlag, Leipzig.

Biographische Romane sind eine heikle Angelegenheit und eigentlich immer so etwas, wie eine Surechtmachung geheimnißumwobener Menschen für den Haus- und Reisegebrauch. Nur kongeniale Künstler oder mit ungewöhnlicher Empfühlungskraft begabte sollten sich Ausgaben stellen wie die eines Lenau-Romans. Der Titel läßt allerlei Erkenntnis des dämonbesessenen Dichters und Menschen Lenau erhoffen. Wer aber in die tiefen Schäfte dieser unergreiflichen Künstlerseele hofft steigen zu dürfen, dem sei gesagt, daß dem Verfasser eine Lösung dieses Problems vielleicht vorgeschwobt hat — der Titel läßt es vermuten — daß aber nur ein Zeitroman aus dem vormärzlichen Österreich Metternichs voll anmutiger Reize entstanden ist, dessen Held und Mittelpunkt zufällig ein Dichter namens Lenau ist. Ein fleißiger Anekdotensammler, gibt Müller-Gutenbrunn in den zart hingetuschten Gestalten Grillparzers und der protestantischen Erzherzogin, der Gemahlin des Alpensiegers Karl, Miniaturen von kostlicher Feinheit. Von der Dämonie aber, die den glücklich-unglückseligen Lenau hinauf- und hinabwarf durch alle, aber auch alle Tiefen und Untiefen eines Künstlerlebens, von diesem er-

schütternden Daimonion ist in diesem behäbigen Roman nichts zu spüren. In oft allzu breiter Epik plätschern die gemäßigt ausgemalten Ereignisse des äußeren Lebens Lenaus vorüber, und wo sie in Beziehung gesetzt sind zum inneren Werden des Dichters, spreizt sich eine so gemütvoll-harmlose Sentimentalität, daß man erstaunt fragen darf: „Warum denn: Dämonische Jahre?“ Umgekehrt sollte doch wohl die Dämonie des Künstlers Gegenstand eines biographischen Romans sein, eine Dämonie, der die äußeren Geschehnisse — man möchte sagen — aufgeploppt sind und voller Tücke des Objekts für den Geschilderten. Nicht die Ereignisse formen Lenau, der vielmehr etwas a priori vorhandenes ist. Er formt das Leben durch sein Tun oder Lassen, oder besser, nicht er: sein Dämon! Das zu bedenken hat Adam Müller-Gutenbrunn vergessen. Es ist ihm — was er gewiß nicht wollte — gelungen, Lenau zu verbürgern d. h. ihn seines Geheimnisses zu entkleiden im unpoetischen Sinn. Eine Lektüre für nicht gern Beunruhigte.

Diesem Roman jedenfalls glaubt keiner den Lenau, dem in geistiger Nacht — später einmal — als wohlmeinende Freunde ihm sagten:

Duck' dich und laß vorübergahn,
Das Wetter will seinen Willen ha'n!

das grausame Trockwort entfiel: „Ich duck' mich nicht!“ Von der heiligen Wut dieses Wortes läßt Müller-Gutenbrunn nichts ahnen. Wer Lenau wahrhaft kennen lernen will, der muß

ihn vorläufig noch selbst lesen. Und wenn es denn durchaus ein Künstlerroman sein soll: Tonia Kröger von Thomas Mann.

Georg M. Hoffmann

„Das verschobene Gewissen“. Komödie in drei Aufzügen von Hans Stab. Im Delphin-Verlag, München.

Daß unsere Zeit, in der die Verlogenheit widerliche Triumphe feiern darf, direkt nach einem Satyriker schreit, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Daß dieser Satyriker ein Auserwählter sein muß, wenn er seine Zeit auf die Platte bringen will, ist allerdings ein Umstand, der viele Berufene über ein formloses Gestammel nicht herauskommen läßt. Man kann sich fragen, ob diese unsere Zeit mehr des Komödien- oder des Tragödiendichters Wirken erheischt. Und wir kommen hier vielleicht zu einer artigen Erkenntnis: noch nie ward eine Tragödie von gewaltigem Ausmaß geschrieben, die nicht auch ein gut Teil Komödie in sich trägt.

Hans Stab hat mit seiner Komödie „Das verschobene Gewissen“ oder „Das Märchen vom Teufel im Sack“ einen guten Wurf getan. Diese Komödie, frei nach dem Spanischen, bringt eine Fülle der Zeitprobleme in eine abgerundete und bühnenwirksame Handlung. Sie spielt in Stadt und Königreich Schilda, drei Monate nach einer Revolution, und beginnt mit dem Augenblicke, da der hochwohlgeborene Herr Minister dem Volke die probate Allerweltssiedizin einzuföhren beginnt: „Sangt nur erst den Teufel, so richtet ihr wieder das Paradies auf Erden auf und alle Gaunerei findet ihr Ende“. Sie ziehen denn auch aus, um den Teufel zu fangen. Was sich nun auf dem Wege ereignet, ist stellenweise genial gestaltet und faßt unsere Zeit, als auch den Menschen, hier hebt sich die Dichtung aus der Zeit heraus und geht dem Urproblem, dem Menschen, scharf zierend zu Leibe. Der Dialog ist oft von einer erbarmungslosen Schärfe und Tiefe der Gedanken. Stab zerrt sie alle vor die Rampe: den Minister, den Pfaffen, den Kaufmann, den Schieber — kurz all die einzelnen Erscheinungsformen der Beste Mensch. Die Dichtung verdient mit in die erste Reihe unserer modernen Komödien gestellt zu werden. Fast hat man das Gefühl, als ob Christian Dietrich Grabbe oder Frank Wedekind auferstanden sind, um die große Lüge unserer Zeit abzukonterfeien. Einzelne Szenen (I,1; II,2; III,4) sind von grandioser Bühnenwirkung, in ihrem Gespensthaftesten an E. T. A. Hoffmann erinnernd. Ist die Komödie auch von manchen Längen nicht frei, so ist dies durch die Fülle des bewältigten Stoffes erkläbar. Dem Rotkäppchen eines verständnisvollen Regisseurs würde hier erhebliche Bedeutung und Beschäftigung zufallen. Alles in Allem: welche deutsche Schaubühne nimmt sich dieser Dichtung an oder noch besser: welche hat den Mut, diese Dichtung über die Bretter stampfen zu lassen? Es ist mit diesem Mut mancherlei Verdienst zu erwerben.

Eugen Mossakowski

Johannes Rehmke-Gesellschaft (Vereinigung für grundwissenschaftliche Philosophie). In Sofia hat sich unter Leitung des dortigen Universitäts-Professors Michaltschew eine bulgarische Landesgruppe der Johannes Rehmke-Gesellschaft gebildet, welche bereits 100 Mitglieder zählt.

Eingegangene Druckschriften

(Besprechungen vorbehalten)

Karl Plenzat: „Der Liederschrein“. Verlag Friedrich Hoffmeister, Leipzig.

Franz Kunzendorf: „Der Hegenkessel“. Verlag Universitas Buch u. Kunst G. m. b. H., Berlin. Jahrbuch für den Verein des Deutschtums im Auslande. Deutscher Schulverein e. V., Berlin, Kurfürstenstraße 105. Preis 7 M., Ausland 15 M.

Karl Ludwig: „Die Anthroposophie“. Franke'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Dr. Albert Moll: „Prophezeien u. Hellssehen“. Franke'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Arthur Fuchs: „Ostdeutscher Hochschulkalender für Königsberg, Danzig und Braunsberg“. Verlag Die Studentenschaft Göttingen. Preis geh. 8,50 M.

H. G. Wells: „Hoffnung auf Frieden“. Kurt Wolff Verlag, München.

Werner Lütmann: „Erdenlose Sehnsucht“. Eddaverlag, Kassel.

Hugo Preller: „Welgeschichtliche Entwicklungslinien“. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Geh. 14 M., geb. 18 M.

Wilhelm Erbt: „Das deutsche Rätsel“. Verlag Delta, Berlin, geh. 5 M.

Dr. Anton Dörter: „Das Erler Passionsbuch“. Tiroler Passionspielverlag in Erl.

Hoist Nottebohm: „Phantasien zur Nacht“. Hans Lohmann Verlag, Leipzig.

Helmuth von Moltke: „Die beiden Freunde“. Hans Lohmann Verlag, Leipzig.

Fritz Kahn: „Das Leben des Menschen“. Kosmos, Franke'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis geh. 9,60 M.

Heinz Westen: „Die blaue Flamme“. Verlag Richard Bong, Berlin. Preis in Leinenerfolgstoff 22 M.

Dr. Georg Gerullis: „Die alt-ostpreußischen Ortsnamen“. Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig.

Robert Kurpius: „Entrissenes Land“. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geh. 30 M., geb. 50 M.

Paul Traeger: „Die Deutschen in der Dobrudscha“. Ausland- und Heimatverlag A.-G., Stuttgart.

Dr. phil. Zahn: „Warum ich auf der Auslieferungsliste stehe“. Lehmannverlag, München. Preis 15 M.

Ernst Berg: „Die weltpolitischen Kräfte der Gegenwart“. Lehmannverlag, München. Geh. 12 M.

Frieda Ducht: „Rosen im Schnee“. Gedichte. Verlag des Ev. Vereins in Danzig.

„Zum Sehen geboren“. Verlag Fritz Hender, Berlin-Schöneberg. Geh. 12 M.

Karl Bröger: „Der Vierkindermann“. Verlag Fritz Hender, Berlin-Schöneberg. Geh. 12 M.

Paul Enderling: „Stürme in der Stadt“. Verlag August Scherl, Berlin. Geh. 22 M., halbleinenband 30 M.

Bernhard Solms: „Ansprache“. Pontosverlag, Freiburg i. Br.

Rudolf Zweigardt: „Georg Stammel als Dichter“. Urquellverlag, Mühlhausen i. Thür.

Georg Stammel: „Komm Seuer“. Urquellverlag, Mühlhausen i. Thür. Geh. 62,40 M., geb. 78 M.

Walter Meckauer: „Herr Ehwain“. Ein Bilderbuch. Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H. (Karl Vater & Co.), Breslau 1921. 107 S.

Was uns der Verfasser hier erzählt, ist wirklich nicht von Belang, aber wie er es tut, verblüfft durch die Originalität und auf Kleinmälerei verwandte liebevolle Sorgfalt, an denen man zu guter Stunde seine Freude haben kann.

Herr Ehwain, der „vernünftige, praktische und in strengen Prinzipien gefestigte Leiter einer großen Handelsfirma“, gönnt sich, ärztlicher Rat folgend, einen kurzen Urlaub in entlegenen, schneedeckten Bergfrieden, stolpert dabei über seine eigenen moralischen Richtlinien und bereitet seinem fünfzigjährigen, ehrenvollen Junggesellenleben ein weniger ehrenvoles Ende. Die Tragik dieses Schicksals wird unter Meckauers Händen zu einer tragikomischen Allegorie, die ihre belustigende Note erhält durch den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, wie er sich im Dasein jenes befragten Herrn Ehwain fügt, der sich selbst seinen am Geschäftspunkt ersehnten, sich nur um Buchführung, Aktenregale und Bürostaub drehenden Lebensgrundzügen ungewollt zum Opfer bringt. Die Verstimmung über den durch diesen Urlaub bedingten Verlust an Zeit und Geld, die Ewigkeit und Pederanie im persönlichen Umgange, die unerschönen erwähnende und nur auf geschäftlich-praktischen Effekt gerichtete Kalkulation bei dem ersten und notwendigeren auch letzten Liebesabenteuer hat der Verfasser mit still überlegener Ruhe und behaglicher Breite gezeichnet, daß man fast von einer Seelenstudie sprechen könnte, wenn es sich nicht eben aus der Nähe betrachtet nur um ein Stückchen für den Teetisch handelte.

Die dem Text zahlreich beigegebenen Illustrationen, die zum Teil linkisch-grotesche Karikaturen sind, rechtfertigen die Bezeichnung eines Bilderbuches und erfrischen stets dort, wo die textliche Darstellung zu ermüden droht. Überdies ist es ein Buch, das aus unserer Zeit und für diese geschrieben und gezeichnet ist; schon darum mag bei ihm austrühen, wer sich auf ernste Weise erheitern will.

Fritz Omankowski

Adolf Johansson: „Die Rotköpfe“. Die Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1921.

Fernab von dem lärmenden Treiben unserer sauberen Kulturmenschen, fernab von den sektsprudelnden Tischen wohlgerüsteter Schieberkönige, fernab von den brüderlichen Großstadtdrästen, in denen nacktbüfige, öffentliche oder heimliche Dörnen ihrer Leiber gleich feil halten, fernab von den lichtlosen Kellerlöchern, in denen von hunger ausgemergelte lebende Leichenname ihjämmelndes Dasein fristen, — führt uns der Dichter dieses Buches in jähem Anstieg hinauf in die unendliche Einsamkeit der Natur; in die noch von keines Menschen Fuß durchquerte Wildnis des wogenden Urwaldes. Stellt

Ostdeutsche Monatshefte

3. Jahrgang

Juli 1922

Inhalt des 4. Heftes:

	Seite
Lovis Corinth: Empfindung und Genie	147
Fritz Walther Bischoff: Nachtslied	147
Richard von Schaukal: Begegnung	148
Hermann Strunk: Vom Wesen und Wirken eines deutschen Verlages mit 10 Bildern	149
Axel Lübbe: Gedichte mit Bild	155
Carl Lange: Joseph von Eichendorff und seine Beziehungen zu Danzig mit 3 Bildern	156
Alfred Brütt: Der Wolkenformer	159
Walter von Molo: Memel	160
Hans Frank: Heimaterde	162
Carl Bulcke: Felicitas	163
Arno Holz: Geburt und Tause	167
Katarina Boitsky: Die Verlassene	171
Paul Enderling: Galgenbrüder	172
Werner Lürmann: Am offenen Fenster	174
Johannes Schlaf: Eichen	175
Franz Alfons Gandy: Von der blühenden Stille	176
Franz Mahlke: Des Katenbauers Heimgang	176
Max Halbe: Einleitende Worte zum „Strom“	177
Franz Mahlke: Hyperion	178

Rundschau:

Wilhelm Bolze: E. T. A. Hoffmann	179
Walter von Molo: Franz Mannstaedt	181
Carl Lange: Von Franz Mannstaedt als Mitarbeiter	182
Elisabeth Görres: Der Dichter Axel Lübbe	182
Die Cäsar Glaischlengesellschaft	186
Carl Paul Hiesgen: Elsa von Bockelmann, Lisa Tehner und vom Märchenzählen im Volke	186
Hans Frank: Glossen zur Kritik	187
Hans Benzmann: Die Berliner Romantik 1800—1814	189
Otto Brätschoven: Zweite Ausstellung der Norddeutschen Sezession. Stettin 1822	190
Arthur Silbergleit: Alfred Heins Dichtungen	190
Hermann Rauschning: Deutsche Bühnenkunst in Neupolen	191
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	192
Studiensfahrt des Deutschen Philologenvereins	193

Buchbesprechungen

Nachdruck und Nachbildung verboten (Reichsgesetz v. 9. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstraße 9

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Bei Briefen Rückporto in Papiergele beifügen

Anzeigen-Aufträge erbeten durch die
Anzeigen-Verwaltung Presse-Werbe-Dienst G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 17

Druck von J. S. Preuß, Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Der II. Jahrgang

VIVOS VOCA**Zeitschrift für neues Deutschtum**

Begründet von Hermann Hesse und Richard Woltereck

**Die Zeitschrift
des jungen geistigen Deutschland**

Vivos Voco dient:

der freigerichteten Jugendbewegung
dem der Zukunft zugewandten Studententum
der für entschiedene Reformen kämpfenden
Lehrerschaft

Allen, die ein helleres und geistigeres Deutschland
wollen.

Vivos Voco dient:

keiner Partei — keiner Regierung —
keiner Konfession —
keiner Unternehmer- oder Interessengruppe.

Vivos Voco will:

der freien deutschen Jugend und der geistigen
Zukunft Deutschlands den Weg bereiten helfen!

Verlag VIVOS VOCA, Leipzig,
 Roßstraße 14.

kämpfende, siegende, verblutende Menschen in diese wilde Eisamkeit, Urmenschen, deren Geist so voll felsamer, dunkler Geheimnisse ist wie die gewaltigen Grün-Kronen des dunkel rauschenden Urwald-Baum-Meeres; Menschen, deren Herzblut strömt wie die Urgewalt brauender Wildbäche, alle hindernisse in loderner Leidenschaft niederrreichend oder jäh überspringend; Menschen, die so natürlich sind wie der Sonne Licht, wie Regen und Sturm und Gewitter, Menschen, so naturwahr und gewaltig, so naturbörige und naturrelig, daß der ihnen begegnende „Kultur“-Mensch vor ihnen erschrecken, sie anstaunen und bewundern muß.

Mit unerhört scharfen Augen sieht Johannsson in die Welt, in das Leben der Gesteine, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen. Mit unsagbarer Liebe umfaßt er alle Dinge der Erde, seine Inbrunft in die dunklen Urteile ihres Wesens verkehrend. So stehen die Gestalten des Dichters da: scharf wie Schattenrisse auf weißem Grund; und ihre Seele sind dunkelraunende Quellen, die aus Gottes ungründlichen Tiefen steigen. —

Das Buch ist eine Ueberzeugung. Man kann sich jedoch kaum vorstellen, daß der schwedische Uebertritt noch stärker wirken könnte, als die von Carla Hoffmann an - Sylvan meisterhaft befochtene Uebertragung. Fritz Kudning

Frieda Ducht: „Rosen im Schnee“, Gedichte. Herausgegeben von Frau Else Hoffmann. Verlag des Ev. Vereins Danzig.

Else Hoffmann gab als Freundin im oben bezeichneten Verlag die Gedichte „Rosen im Schnee“ von Frieda Ducht heraus. Die Dichte zeugen von einem sympathischen, tiefempfindenden Menschen, zeigen aber weder eine eigene Note, noch werden sie längere Lebensdauer haben. Auch das Lob Trägers hilft nicht darüber hinweg. Möge das kleine Werk einem engeren Freundeskreis als ein Buch der Erinnerung dienen, dann erfüllt es seinen Zweck! Georg Hermann

Reinhold Conrad Muschler: „Douglas Webb“. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Der Roman eines bisher Unbekannten, der durch Kraft der Schilderung und einen Bildereichtum, der nicht alltäglich ist, Aufmerksamkeit und lebhafte Beachtung verdient. In Kairo, in den monitären Kreisen dieser orientalischen Stadt spielt sich das Geschehen dieser Erzählung ab, die gefangen nimmt, wie eine wundersam duftende, phantastisch gestaltete Orchidee. Was in den Blättern des Buches vor sich geht, ist von vielen schon erzählt worden. Die reiche Begabung Muschlers aber, der wohl bald zu den Führern seines Faches zählen dürfte, erhebt das Werk in die Sphären hohen Künstlertums. Hans Gäfgen

**Der Briefmarken-
und Notgeldhandel****Notgeldsampler**

bitten wir, unsere illustr. 20 Seiten umfass. Notgeldsampler gegen Vereins-
sendung von M. 4,50 zu verlangen.
Der Betrag wird bei Bestellungen von M. 50,— zurückvergütet.

Karl Riedel & Camper (Inh.: Karl Riedel)
 10 Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Postscheckkonto Danzig 6793.

Telefon 6283.

**Schleswig- und ca.
3000 Notgeld-
Holsteins andere Scheine**

finden Sie in meiner „Illustrierten Notgeld-Preisliste“, 64 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 4.— Mk. portofrei,
kleine Liste von 16 Seiten kostenlos. 46

Victor Engelmann, Kiel 32, Postscheckkonto:
 Hamburg 41712

Atelier für
Kunstgeigenbau



gegr.
1875

Willy Trossert Danzic
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG

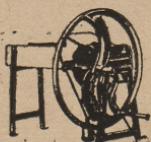


FÜR QUALITÄTS RAUCHER

Land-Maschinen

aller Art

48



Muscate, Betsche
& Co. A.-G.

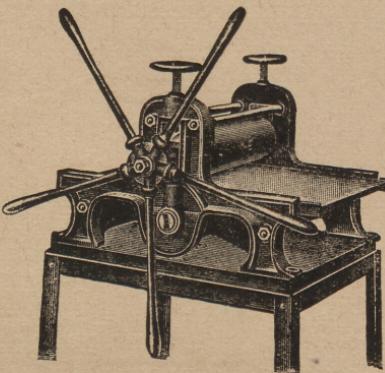
Danzig, Berlin - Charlottenburg, Königsberg (Pr.), Dirschau, Marienburg (Wpr.), Flatow (Wpr.), Hamburg, Grimmen (Pom.), Anklam (Pom.), Schwiebus, Breslau, Grünberg (Schl.)

Künstler-Druckpresse

„Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



~~inkauf~~

Antiquitäten

~~verkauf~~

Komplette Zimmereinrichtungen

Uebernahme ganzer
Wohnungsausstattungen

Ausstellungssäle nur

11 Jopengasse 11

PAUL GEYER.

Leopold Hess

Berlin W.35, Genthiner Str. 29

1 Riesen-Dampf-Dreschmaschine, fast neu

für landwirtschaftlichen Großbetrieb und schweren Lohndrusch, 50—60 3tr. Stundeneleistung, sofort zu verkaufen. Desgleichen alle anderen landwirtschaftlichen

Maschinen, Motoren aller Art sowie Lokomobilen

stets ab Lager oder sehr kurzfristig zu günstigsten Preisen lieferbar. Abbildungen werden auf Wunsch eingesandt. Beste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.

52

Theis & Co., Wolzhausen (Kr. Biedenkopf, Reg.-Bez. Wiesbaden)



Der Getreue Elart

Halbmonatsschrift für das ganze
Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den
Parteien sammeln!

50 Die besten dazu aufrufen!
Woher sie kommen, ob von Links
oder Rechts, gilt uns gleich.

Wir wollen nicht:

Gegensäte schaffen!
Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich 16.50 Mk.
zuzügl. Post- u. Bestellgeld.

Helsing'sche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Dresden-Alt., Lessingstraße 1.

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

5. Jahrgang :: 52 Nr. jährlich
geben ein getreues Bild der politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung
Sowjetrusslands und den Rand-
staaten mit besonderer Berücksichti-
gung der baltischen Republiken; sie
bringen Aufsätze berühmter Autoren
kultureller und schöpferischer Be-
strebungen, wichtige Nachrichten aus
der Heimat, sowie aus den
Organisationen in

Deutschland.

Einzelnummer M. 2.-, bei der Post be-
stellt in Deutschland, Danzig und Memel
vierteljährlich M. 21.-, Versand unter
Kreisband ins Ausland viertel. M. 35.-

Baltischer Verlag und Ostbuch-
handlung G.m.b.H., Berlin W30,
Mohstraße 22.

Preußisch-Süddeutsche 246. Klassen-Lotterie

Zur II. Klasse,

Ziehung 25. bis 26. Juli 1922
empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
31.20	62.40	124.80	249.60	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W.8, Unter den Linden 14

Postscheck Berlin 31110



Sie spielen Klavier

oder Harmonium ohne jede Vorkenntnis nach der
preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-
Notenschrift RAPID. Es gibt keine Noten-, Ziffern-
oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat wie
RAPID. Seit 17 Jahren weltbekannt als billigste
und erfolgreichste aller Methoden. Anleitung
mit verschiedenen Stücken und Musikalien-Ver-
zeichnis Mk. 25.-. Aufklärung umsonst.

Musikverlag Rapid, Rostock 31

Urwüchsigen Humor und köstliche Satire
finden Sie in den Werken von Mußi Mußi.
Glänzendste Presseurteile.

1. „Fränzchen“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten
mit 110 Bildern) Geschenkband nur
Mk. 55.-, fein brosch. nur Mk. 45.-.
2. „Patentitis Bürokratitis“ ebenfalls illustr.
Geschenkband und die Zwangsbewirtschaftung der Boble,
Geschenkband nur Mk. 35.-, fein brosch. nur Mk. 28.-.

In jeder guten Handlung vorrätig.

Verlag F. Görres, Essen, Eleonorastrasse.
Postkonto 3759, Essen.

48

“Pelikan”-Farben, Günther Wagner's Künstler-Wasserfarben

Soeben erschienen:

Ina Seidel Das Labyrinth

Ein Lebenslauf aus
dem 18. Jahrhundert

br. M. 100.—, geb. M. 150.—

Ein Buch nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart, biographische Wirklichkeit und deutende Dichtung zugleich. Denn in dem Lebensroman des bekannten Weltreisenden und Forschers Georg Forster (den es gestaltet) zeichnet es nicht nur die farbig bewegte Oberfläche dieses Lebens, sondern auch die dunkel durchscheinende Schicksalslinie aus fröhtester Kindheit her und das verhüllte Geheim im Verhängnis des Einzelnen wie der Völker. Ueberraschend aber berührt uns in zahlreichen scharfgesebenen Zeitporträts wie im ganzen lebendigen Zeitbild eine tiefe Verwandtschaft mit unserer eigenen, ebenso bis zum Grund erschütterten und dunkel ein Neues suchenden Gegenwart.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Volkswirtschaftler, Sozialpolitiker, Historiker, Juristen, Verwaltungsbeamte, leitende Angestellte in Industrie, Handel und Bankwesen, Lehrer, Journalisten, Parlamentarier, Stadtverordnete, Gewerkschaftsführer!

Quellen - Material

zur politischen, wirtschafts-, sozial-, steuer- und kulturpolitischen Zeitgeschichte, aus Gesetzgebung u. Rechtsprechung aller Länder erschließt

„Das Material“

Wöchentliches Inhaltsverzeichnis zum „Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“.

Jeder Abonnent kann jeden ihm interessierenden Beitrag des „Zentral-Archivs“ zum Preise von nur einer Mark als Ausschnitt beziehen!!!

Bezugspreis des „Materials“ (Post-Versandort: Regensburg) nur Mark 4.— vierteljährlich. Bestellungen bei allen Postanstalten. Auskünfte und Probenummern vom der

85

Verlagsanstalt München, s. m. b. H.,
München, Ludwigstrasse 17a.

Hotel Bellevue Dresden

R. Rommelsdorf, Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloss, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.

Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassenlauf an der Elbe.
Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Ostseebad
der Stadt Danzig **BRÖSEN** Ostseebad
Kurhaus und Strandhalle der Stadt Danzig
Inhaber Paul Ibold

die gegebene Gaststätte für Ausflügler und Erholungssuchende

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früb. „C. A. W.“

Die Jungen in der Politik!

Soeben
erschien:

DIE NEUE FRONT!

Herausgegeben von

MOELLER VAN DEN BRUCK, HEINRICH VON GLEICHEN
MAX HILDEBERT BOEHM

Größe 8° 425 Seiten

Geheftet Mk. 60.—, Halbleinen Mk. 90.—, Halblederband Mk. 160.—

DIE NEUE FRONT ist das erste entscheidende Beispiel, daß ein fruchtbare Zusammenschluß von Angehörigen aller Schichten unseres Volkes möglich ist, sofern sie nur die Kraft haben, den Parteigesichtspunkt zurückzustellen und die Not der Nation voranzustellen. Denn es schlossen sich hier Männer zur Front zusammen, die aus dem Kriegs- und Notleben eine gleiche Einstellung zu den Problemen der Nation und ihrer Politik mitbrachten, vor allem aber zeigte sich hier, daß die Jugend — nicht nach Jahren, sondern nach der innerlichen Spannung gewertet — in allen entscheidenden Dingen ganz gleich fühlte, ob sie im übrigen „reaktionär“ oder „revolutionär“ dachte. Aus ihr erwuchs **DIE NEUE FRONT**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35, Lützowstr. 7

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Juli 1922

Aus dem Inhalt:

von Kuhl, Ludendorffs Selbstporträt

Rochus Freiherr von Rheinbaben, Berliner Denkmäler

W. Kapp, Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg

Adolf Hauffen, Das Elsaß und Straßburg im 16. Jahrhundert

Wilhelm Vilmar, Freiere Gestaltung des Unterrichts in den Primären der höheren Lehranstalten

Friedrich Thimme, Die Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes

Gottfried Fittbogen, E. T. A. Hoffmanns Stellung zu den „demagogischen Umtreibungen“ und ihre Bekämpfung

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ gern zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 65.—

Einzelheft Mark 25.—

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.

Anzeigenpreise:

1 Geld im Jahre m. 850
2 Gelder " " 1600
3 " " " 2100

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Gärtnerinnenschule Wittenberg
Staatlich anerkannte
bei Tharau, Ostpreußen.
Beginn des neuen Lehrganges am 15. März 1922.
Prospekte frei auf Wunsch.

Gärtnerinnenschule Frau A. Müller
Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung
d. haush. gesellsh. Formen. Auf Wunsch Musik,
Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn I. Riesengeb. / **Pädagogium—Landschulheim**
b. Hirschberg auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873

Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u.
Obersekunda. Streng geregt. Intern. famili. Charakt. Beste Pflege,
Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport, Wandern, Bäder.
Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

Lisenau

Emilienstr. 12.

Elsa Beyer, Lößlterheim

Ziele der Frauenschule.

Wissenschaftliche Weiterbildung, insbesond. in Fremdsprachen. Pflege der Künste.
Gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung.

Kinder finden sorgfält. körperliche und
geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
Landerziehungsanstalt „Heimgarten“
gegründet 1905.

Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.
Leit.: Elisabet Griecke, Käte Bombara.

HOFFBAUER-STIFTUNG
POTS DAM - HERMANNWERDER

JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
FRAUENSCHULE mit staatl. Berechtg.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ **ERHOLUNGSHOME** ★
Dyllische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gutssekretärinnen

Füllner-Werkenhain-Lyceum
Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer
Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem
auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden.
Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk.
Auskunft durch die **Direktorin Dr. E. Eckelmann**,
z. Zt. Crossen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Der Tod des Herzens

von
Karl Halbendorf

Broschiert 85.— Mark

In Halbleinen geb. 45.— Mark

Ein lebensfroher Reitersmann reift durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem einsamen, tiefdurchgeistigten
Manne. Deutschlands Schmach lässt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des "Deutschen Heimatbundes Danzig" und der "Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen"

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. August 1922 Nr. 5

Inhalt:

	Seite
Ernst Armin: Die Gedächtniskraft großer Männer	197
Hans Benzmann: An der Glühmilndung	199
Lothar Dierpunkt: Radierungen v. Bruno Zwirner mit 6 Bildern	200
Reinhold Heuer: Ungehobene Schäfe einer alten Deutschordensstadt mit 3 Bildern	203
Paul Abramowski: Heinz Lüchner mit 3 Bildern	207
Fritz Walther Bischoff: Traumspur	210
Werner Kilian von Tryller: Ahnung und Wirklichkeit	211
Fritz Walther Bischoff: Welt	212
Carl Lange: Bruno Pompeki	213
Herbert Saekel: Westpre. Dichter	216
Elisabeth Siewert: Die Forderung	222
Stegfried Berberich: Gezeichnete	227
Fritz Braun: Ufer der Mottlau	228
Alfons Handk: Der Leermann	231

R u n d s c h a u :

Carl Lange: 3. Tagung des deutschen Schuhbundes in d. Ostmark	233
Emmy Voigtländer: Zur Psychologie des Schuldurteils	235
Kopernikulus: Kunst und Wissenschaft	237
Gerhart Pohl: Rhytmus	240
Dr. Weise: Die Reichsdrucke	240
C. L.: Von unseren Mitarbeitern	241
Buchbesprechungen	241—246

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämtl. Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 2, Dorothaeenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9
Unterlainge Manuskripte nicht einsenden
Bei Briefen Rückporto in Papiergele befügen

Anzeigen-Aufträge erbeten durch die
Anzeigen-Verwaltung Presse-Werbe-Dienst
G. m. b. H.

Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 17

Druck von J. S. Preuß,
Werktäten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

Eigenkapital
500 Millionen Reichsmark.

Für Wahrheit und Gerechtigkeit!

In vier Wochen 13 Auflagen
verändert und erweitert bis zur 20. Auflage

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente eines
Augenzeugen von Carl Lange

Geheftet 10.— Mark, Halsleinenband 18.— Mark

Weserzeitung... Ein Mann, der dem Kronprinzen menschlich nahe stand und als Publizist über ein abgedrehtes Urteil verfügt, Carl Lange, der Herausgeber der Ostdeutschen Monatshefte in Danzig, hat es gewagt und ein aufrechtes Büchlein über unseren Kronprinzen veröffentlicht, das nicht nur mit allen Lügen über Friedrich Wilhelm wahrheitsbeweisend aufzuräumt, sondern auch ehrlich die Kronprinzenfehler benennt.

Paul Burg (Schaumburg)

Reichsbote, Berlin... Feinde der monarchischen Staatsordnung werden den Siegeln der Wahrheit hier finden, denn Lange träumt mit den Verleumdungen auf und zeigt den Kronprinzen, wie er in Wahrheit ist. Möge das Buch in weite Kreise bringen, um zu belehren und falsche Auffassungen zu zerstreuen.

Oberst Immanuel

In jeder Buchhandlung zu haben

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Hellige Geistgasse 135 (am Glöckentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugssquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Egira-Engros-Abteilung

Geplante Sonderausgaben

„Kongresspolen“

„Baltenland“

„Posen-Bromberg-
Neiederdrift“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschland in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unger,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugsspreis beträgt
vierteljährlich 50.— Mk.
für jedes Heft 18.—
Post-Bestellschein
liegt jedem Heft bei.

Die Anzeigen werden berechnet:
1/1 Seite M. 1500 1/4 Seite M. 500
1/2 850 1/8 275
Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
aufträgen mit Nachl. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Delbrück, Schäfle & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.



Danziger
Senator

Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher

Nr. 1

Der Weltkrieg und seine Probleme

Rückschau und Ausblick
von **Wilhelm Groener**,
Generalleutnant z. D.

Inhalt: 1. Der politische Gedanke vor dem Kriege.
2. Graf Schlieffens und der operative Gedanke. 3. Die
staatsmännische Führung im Kriege. 4. Der politische
Gedanke und die Kriegsführung. 5. Volkswirtschaft
und Kriegsführung. 6. Die englischen Waffen. 7. Die
Kriegskonjunktur. 8. Der militärische Durchbruch.
9. Millionenheere und Technik. 10. Die feindliche
Führung. 11. Der Schlussakkord. 12. Nemesis.

Preis brosch. Mark 14.—, geb. Mark 20.—

Nr. 2

Ostasiatische Pilgerfahrt

Aus dem Tagebuch einer Reise
nach China und Japan 1908/09
von **Gerhard von Mutius**

Inhalt: Vorwort. — Reise nach China. — Reise
nach Japan. — Gedanken über die Japaner. — Ge-
danken über japanische Kunst.

Preis brosch. Mark 10.—, geb. Mark 17.50

Nr. 3

Die Zukunft der oberschlesischen Wirtschaft

Eine Kritik der polnischen Propaganda
von **Dr. Walther Schotte**,
Herausgeber der preußischen Jahrbücher

Mit 2 farbigen Karten

Inhalt: 1. Die politische Propaganda. 2. Missbrauch
deutscher Denkschriften durch die polnische Propaganda.
3. Oberschlesiens geographisch-wirtschaftspolitische
Lage. 4. Das oberschlesische Kohlenproblem. 5. Die
oberschlesische Erzversorgung, noch eine polnische
Polemik gegen Keynes. 6. Die oberschlesische Roheisen-
produktion in ihrem Verhältnis zu Deutschland und
Polen. 7. „Wer ernährt Oberschlesien?“ 8. Ober-
schlesiens Import und Export. 9. Der Organisations-
zusammenhang der oberschlesischen und deutschen
Wirtschaft. 10. Deutschlands Anspruch auf ein un-
geteiltes Oberschlesien.

Preis Mark 12.—

Nr. 4

Pessimismus?

von **Oswald Spengler**

Die kleine Schrift ist in höchst lebendigen, vetyvollen
Auseinandersetzungen mit den Zeitproblemen und einer
hellen Bedeutung seiner daraus erwachsenen Philo-
sophie eine wahrhaft authentische Interpretation von
Spenglers Werk und stellt daher die unerhebliche
Ergänzung zum „Untergang des Abendlandes“ dar.

Preis Mark 4.—

Nr. 5

Bachs „Chromatische“

von **Dr. Heinrich Sitte**,
Professor in Innsbruck

Inhalt: Einleitung. Thallo. Auxo. Carpo.

Preis Mark 18.—

Nr. 6 Die sechs großen Themen der abendländischen Meta- physik und der Ausgang des Mittelalters

von **Dr. Heinz Helmsoeth**,

a.o. Professor der Philosophie an d. Universität Marburg
Inhalt: Einleitung; Der Beginn der Neuzeit in der
Philosophie. 1. Gott und Welt; die Einheit der Gegen-
sätze. 2. Unendlichkeit im Endlichen. 3. Seele und
Aussenwelt. 4. Stein und Lebendigkeit. 5. Das Individuum.
6. Erkenntnis und Wille.

Preis Mark 100.—

Nr. 7 Bismarcks Stellung zum christlichen Staat

von **Dr. Carl Schweitzer**

B's Frömmigkeit trägt ausgesprochen lutherisches Ge-
präge und weiss sich von vornherein seiner quietistischen
pietistischen Umgebung überlegen. Seine ersten
Bekanntheit zum christlichen Staat, die mit der Theorie
Stahls verwandt sind, insoweit dieser mit Hegel
übereinstimmt, zeichnet ein eigenständlich Bismarckscher
christlicher Realismus aus; ein Christentum nicht über,
sondern im Staat, der die Aufgabe hat, das Christen-
tum zu verwirklichen, „wenn er auch diesen Zweck
nicht immer erreicht“; im Mittelpunkt: das Gottes-
gradentum gerade des konstitutionellen Königs. Diese
ersten Bekanntheit werden als Programm auch für
die gesamte spätere Bismarcksche Politik erneisen.

(In Vorbereitung)

Nr. 8

Deutschlands Bündnispolitik

Betrachtungen zu den Memoiren des
Freiherrn von Eckardstein

von **Dr. Maximilian von Hagen**

Der Verfasser gibt in knappstem Rahmen einen läcken-
losen Überblick über das kunstvolle Bismarcksche
Bündnisystem. Er bespricht weiter die politische Lage,
die für den „neuen Kurs“ entstand, und besonders
ausführlich die Frage der englischen Bündnisangebote.

Preis Mark 7.50

Nr. 9

Der ehemalige Kronprinz als Politiker

von **Dr. Friedrich Thimme**

(In Vorbereitung)

Nr. 10

Zur Psychologie Frankreichs

von **Otto Grautöpff**

Preis Mark 22.50

Berlin NW 7, Dorotheen-
Str. 66/67

Georg Stilke Verlag

Kleider
Mäntel
Kostüme

Modellhaus
NOTH HAFT

G. m. b. H.

DANZIG
Heilige Geistgasse 5

Telephon
5328, 1135, 6277

Täglich Eingang
von
Pariser Modellen